

RODNE
USLUGE

da



SHLAND
67408

Drn



(+381)0

P.O.

ÖSTERREICH
+436767425897



STIMME

VON UND FÜR MINDERHEITEN

N° 75 **RÜCKKEHR**
VERSCHOBEN – VERGESSEN – VERPASST

DAS PRINZIP UNGLEICHHEIT

Dass parteipolitisches Hickhack gerne auch mit anderen Mitteln, etwa mit Hilfe „eingebetteter“ Zeitungen fortgeführt wird, kennen wir ja u. a. dank der Tageszeitung *Die Presse* schon lange. Dass LeserInnen-Briefe für Hetzer ein willkommenes, da nicht überprüfbares Quasi-Meinungsbarometer darstellen, ist wiederum eine Erkenntnis, woraus in der *Krone*-Redaktion eine journalistische Kunstform entwickelt wurde. Was mir aber aus den Briefen einiger LeserInnen und Leser, die in der *Presse* vom 29. Mai 2010 abgedruckt wurden, ins Auge sprang, war weder der übliche parteipolitisch motivierte Stumpfsinn noch der unbeugsame populistische Wille eines inzwischen senilen Tierliebhabers als Herausgeber. Erschreckend fand ich den Grundgedanken, der in diesen Briefen über das Thema „Gesamtschule“ zum Ausdruck kam: dass nämlich das Prinzip von Gleichheit der Menschen eine – linke – Erfindung sei, die vor allem durch neueste Erkenntnisse in der Biologie widerlegt worden wäre.

„Was aber“, wettet etwa ein Wiener mit Dokortitel gegen die These von sozialer Benachteiligung, „wenn – horribile dictu – so wie andere Eigenschaften auch Begabung oder Unbegabtheit erblich wären (...)?“ – US-amerikanische IQ-Tests legten laut seiner Ansicht diese Auffassung nahe. Ein Lehrer und Bildungsberater aus Tirol schreibt: „Chancengleichheit, selbst Chancengerechtigkeit, ist eine schöne Utopie (...), aber dafür müssten alle Kinder die gleichen Eltern und die gleichen Bedingungen zum Aufwachsen haben.“ Da dies nicht möglich ist (das Gleichheitsprinzip behauptet ja auch keineswegs eine solche Gleichheit im Sinne von „Gleichsein“), müsse man also von der Ungleichheit der Menschen ausgehen. Eine Salzburgerin wiederum parodiert krampfhaft das „Lernparadies Gesamtschule“ und meint dann zynisch, dass sie ihre Enkelkinder nicht in dieses Paradies, sondern in eine gute Privatschule schicken wolle, wo sie eine „gediegene Ausbildung“ erhalten sollten.

Die hier zu Wort kommenden Personen setzen allesamt das *Prinzip Ungleichheit* als Fundament der neuen Weltordnung und Moral voraus. Gut, LeserInnen und Leser sind – eben mit Ausnahme des Leserbriefautors der *Krone* – keine BerufsjournalistInnen. Es mag daher sein, dass sie eher einer momentanen Gefühlserregung Ausdruck verliehen haben. Eine Seite weiter in derselben *Presse*-Samstag-Ausgabe war aber der Leitartikel des Chefredakteurs Michael Fleischhacker mit dem formschönen Titel „Überraschung: Frauen sind keine Männer“ zu lesen, in dem der Autor ebenfalls dem Prinzip Ungleichheit huldigt.

Fleischhacker kommentiert den jüngsten „Frauenbericht“ und beklagt, dass dieser klischeehaft ausgelegt worden sei – vor allem in Bezug auf die Frage der im Bericht festgestellten Unterschiede: „Und da steht eine Tatsache im Zentrum, an der sich nichts ändern wird, solange sich die synthetische Erzeugung und Aufzucht (sic!) menschlichen Nachwuchses nicht endgültig durchgesetzt hat: Frauen bekommen Kinder, Männer nicht. Also unterbrechen sie ihre Karrieren und kehren überwiegend in Teilzeitarbeitsverhältnisse zurück.“ Aufgrund dieser „naturegegebenen“ Ungleichheit könne man es auch laut Autor nicht als Diskriminierung ansehen, dass es die „(...) gut bezahlten Spitzenjobs nicht in Teilzeit gibt, was sich gehaltsstatistisch naturgemäß negativ für die Frauen auswirkt“. Wenn Frauen also zunehmend in die Teilzeitarbeit gedrängt werden und deswegen weniger als Männer verdienen, liegt das an ihnen: Sie müssen sich – so die logische Konsequenz der Argumentation – eben für die Karriere entscheiden oder fürs Kinderkrühen und Teilzeitjob. So will es die Natur, so will es auch die neue Gesellschaftsordnung.

Dass Ungleichheit allmählich zum neuen moralischen Standard erhoben wird, zeigt bereits die „Sloterdijk-Debatte“, die seit dem letzten Herbst in einigen deutschen Zeitungen geführt wurde, auf einem etwas höheren Niveau. Der deutsche Philosoph

Peter Sloterdijk hatte zuvor, Juni 2009, in einem *FAZ*-Artikel über den Sozialstaat sinniert: Dieser solle statt auf das gängige Besteuerungsverfahren auf die Praxis der öffentlichen Spenden („freiwillige Zuwendungen von aktiven Staatsbürgern“) setzen, um somit den Zwang, der zu Zorn führt, durch Würde und Stolz zu ersetzen. Mit diesem „Gedankenexperiment“, wie er es nannte, erntete Sloterdijk zu Recht viel Kritik. Denn auch diese seine „Philosophie der Gabe“ wird letzten Endes von der Annahme getragen, dass man vorhandene Ungleichheiten zwischen Menschen nur durch die *Akzeptanz* dieser Ungleichheiten „managen“ könne. Wenn wir also nicht wollen, dass Leute, die in Armut leben und daher keine Steuern zahlen, mit ihren stets steigenden Forderungen unseren sozialen Frieden gefährden, so ist es an der Zeit, Ungleichheit zum Prinzip zu erheben. Sodann kann man nach Wegen suchen, den Frieden neu zu sichern: eben durch die Neufundierung der Ethik auf „Gabe“ (man beachte *beide* Bedeutungen des Wortes!).

Von da weg ist es ein zwar nicht kleiner, aber durchwegs denkbarer Sprung zum Politischen und zur Neubegründung der Demokratie. Bereits demokratieskeptische Philosophen der Antike hatten die Frage gestellt: Wenn der ungebildete Teil des *Demos*, des Wahlvolkes, nicht imstande ist, andere als Demagogen zu wählen – wie soll denn Demokratie eine gute Regierungsform sein? Dass die Lösung des Problems heute nicht „Philosophenkönig“ heißen kann, wird wohl auch ein Philosoph wie Sloterdijk zugeben. Aber was, wenn die Lösung „Ungleichheit als politisches Prinzip“ also „ungleiche politische Rechte zur Sicherstellung der Demokratie“ lautet?

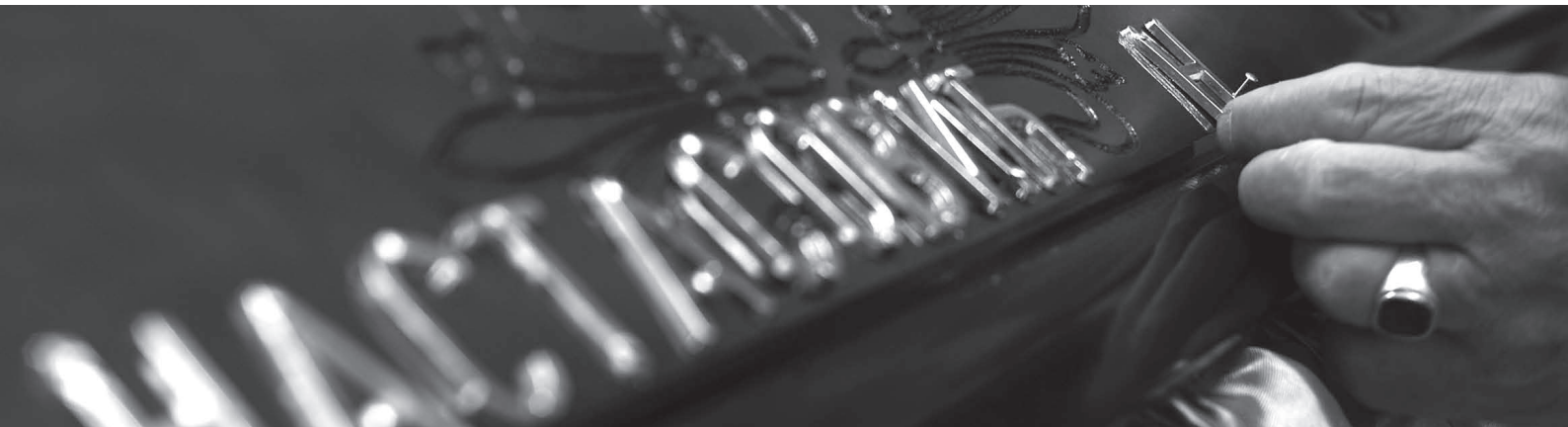
Es scheint so, als müssten wir in naher Zukunft die demokratische Selbstverständlichkeit Gleichheitsprinzip verteidigen.

Hakan Gürses

IMPRESSUM

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel.: 01/966 90 01, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel.: 01/966 90 03, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. **Chefredakteurin:** Gamze Ongan. **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Christian Schweizer (ache), Vladimir Wakounig, Philipp Schmickl, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Anita Konrad, Isabelle Bene. **Ständige AutorInnen:** Erwin Riess, Hakan Gürses, Vlatka Frketic, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. **Fotoredaktion:** Salon Renate. **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschild, Hakan Gürses, Petja Dimitrova. **Grafische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung. **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. **Aboverwaltung:** Rahel Baumgartner (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- (Ausland: € 30,-) für Vereinsmitglieder kostenlos.

	IMPRESSUM	2
	KEINE VON UNS SOLLTE JEMALS ZURÜCKKEHREN Katherine Klinger	4
	WEDER-NOCH-ORTE. EINE ALTMODISCHE GESCHICHTE Hikmet Kayahan	6
	DER HEIMHOLER. UNTERWEGS MIT DRNDA INTERNACIONAL Horst Widmer	8
	RÜCKKEHR NACH TSCHETSCHENIEN? DER VERSUCH EINER BESTANDSAUFNAHME Herwig Schinnerl	9
	PANISCHE ANGST VOR DER SCHUBHAFT Kerstin Kellermann	11
	SUPER MOBILITY. EINE ANALYSE POLNISCHER REMIGRATIONS-WEBLOGS Karima Aziz	12
	MEIN ERSTER LACHS. GESCHICHTE EINER STILLEN RÜCKKEHR Erwin Riess	14
	MITTELPOSTER: REGULIERTE FREIHEITEN SchülerInnen der Berufsschule für Informationstechnik & trafo.K	16
	„ES GEHT IMMER NUR UM DIESE ZWEIERKISTE.“ KONTROVERSE UM DAS GESETZ ZUR EINGETRAGENEN PARTNERSCHAFT	18
	IGNORANZ RECHTLICHER ANSPRÜCHE. ERMUTIGENDE ERFAHRUNGEN AUS SECHS JAHREN KLAGSVERBAND Volker Frey	20
	MIGRATION ALS URBANE RESSOURCE. ST. RUPRECHT/KLAGENFURT – EIN STADTEIL IN BEWEGUNG Erol Yıldız und Marc Hill	21
	MIGRATIONSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH, EIN [KRİMİ]? KOMMENTAR ZUR KRITISCHEN MIGRATIONSFORSCHUNG Sabine Strasser	22
	BRIEF AUS ISTANBUL Gerald Kurdoğlu Nitsche	24
	AN ORT UND STELLE: NACH 93 TAGEN ZURÜCK Vlatka Frketić	26
	TIPPS	27
	KAHLAUERS TAGEBUCH	30



Themenfotos © Gernot Puck

THEMA: RÜCKKEHR

Der Traum von der Rückkehr ins Herkunftsland steht am Anfang fast jeder Migration, sei sie freiwillig oder erzwungen. Für die einen soll die Rückkehr angetreten werden, wenn einmal genug Geld verdient und die Zukunft der Kinder gesichert ist, während die anderen darauf warten, dass die Fluchtgründe aus dem Weg geräumt werden und im Heimatland Frieden einkehrt. Auch die Rückkehr kann freiwillig oder erzwungen erfolgen, etwa wenn Asylanträge abgewiesen oder Illegalisierte abgeschoben werden.

So wie die ArbeitsmigrantInnen der ersten Generation glaubten, sie würden eines Tages zurückkehren, waren sie auch für die Aufnahmeländer „temporär Aufhältige“, die nach getaner Arbeit wieder gehen sollten. So haben alle Beteiligten über Jahre hinweg nicht wahrnehmen wollen, dass hier eine „Einwanderung ohne Einwanderungsentscheidung“ – so die Migrationsforscherin Ursula Boos-Nünning – stattfand.

Manche ArbeitsmigrantInnen werden erst im Ruhestand zu RemigrantInnen.

Andere träumen ein Leben lang davon, während die Lebensrealität längst ihre Pläne durchkreuzt hat. Oft bleibt es bei einer imaginierten und schlussendlich verpassten Rückkehr. Manchmal geschieht die „Rückführung“ gar erst nach dem Tod. Rückkehr ist jedenfalls ein sehr emotionales Thema. So wundert es nicht, dass ein Großteil der Beiträge in dieser Ausgabe eher persönlich ausgefallen sind.

„Keine von uns sollte jemals zurückkehren“, unter diesem programmatischen Titel befasst sich Katherine Klinger, deren Mutter 1938 aus Wien fliehen musste, mit der Unmöglichkeit der jüdischen Remigration nach 1945 nach Österreich. In einem ebenfalls sehr persönlichen Essay berichtet Hikmet Kayahan vom letzten Heimflug seines toten Vaters und stellt sich die Frage – wohl stellvertretend für viele andere –, wohin die Rückkehr führen soll.

Auch in Horst Widmers Artikel geht es um die verpasste und dann doch stattfindende Rückkehr: In einem Mercedes von *Drnda internacional*, dem größten privaten

Bestattungsunternehmer Serbiens. Das Coverbild sowie die Fotos der Themestrecke stammen von Gernot Puck und dokumentieren die Arbeit von *Drnda*.

Herwig Schinnerl wirft einen kritischen Blick auf die sogenannte freiwillige Rückkehr der AsylwerberInnen nach Tschetschenien und geht auf die verschiedenen Standpunkte der beteiligten Akteure ein. In diesem Zusammenhang sprach Kerstin Kellermann mit Cecilia Heiss, Psychologin im Verein *Hemayat* über eine tschetschenische Mutter und ihren sechsjährigen Sohn, die zu einer „freiwilligen“ Rückkehr gezwungen wurden.

Einen ganz anderen Schwerpunkt setzt Karima Aziz, die anhand Remigrations-Weblogs die Motive polnischer RemigrantInnen analysiert. Erwin Riess schließlich nimmt ein Kindheitserlebnis zum Anlass um von der „stillen“ Rückkehr eines österreichischen Kommunisten nach seiner Flucht aus dem Konzentrationslager Auschwitz zu erzählen.

Gamze Ongan Chefredakteurin

KEINE VON UNS SOLLTE JEMALS ZURÜCKKEHREN

Katherine Klinger

Ich wurde 2005 nach Wien eingeladen, bei der Konferenz „Das Verschwinden der Frauen“ zu sprechen. Ich sollte darüber nachdenken, warum so viele in Österreich geborene jüdische Frauen, die in den späten 1930er Jahren flüchten mussten, nach 1945 nicht zurückkamen. In diesem Zusammenhang fiel die gut gemeinte, lockere Formulierung „return home“. Ich war schockiert. Aus meiner Perspektive war das eine erstaunliche Vorstellung, dass Österreich, nach dem was passiert war, je wieder eine Heimat, ein Zuhause werden könnte.

Ich möchte versuchen, einen persönlichen Blick auf die Unmöglichkeit der Rückkehr zu werfen. Ich schaue dabei durch die Augen meiner Mutter, die 1938 aus ihrem Geburtsort Wien floh, und ihre Eltern ihrem tödlichen Schicksal überlassen musste. Die Auschwitz-Überlebende Charlotte Delbo sagt es in ihrer Trilogie *Auschwitz und danach* ganz klar: „Keine von uns sollte zurückkehren“. Ihre Aussage bezieht sich auf das zentrale Ziel der Konzentrationslager: die Auslöschung. Aber sie könnte sich auch auf die Vertreibung der europäischen Juden aus vielen Ländern Europas beziehen und auf den dazugehörigen Subtext: „Kommt nicht zurück, dies ist nicht euer Land“. Ihre Worte sind Erinnerung und Warnung zugleich.

In seinem autobiografischen Essay *Wie viel Heimat braucht ein Mensch?* sagt Jean Améry, dass die einzige Lehre aus dem Leben im Exil die der Unmöglichkeit der Rückkehr ist: „Wer das Exil kennt, hat manche Lebensantworten gelernt, und noch mehr Lebensfragen. Zu den Antworten gehört die zunächst triviale Erkenntnis, dass es keine Rückkehr gibt, weil niemals der Wiedereintritt in einen Raum auch ein Wiedergewinn der verlorenen Zeit ist.“

Améry versteht unter dem Begriff Heimat mehr als nur einen Ort, er behauptet, dass für österreichische und deutsche Juden das Exil besonders zerstörend wirkte, weil jüdische EmigrantInnen nicht nur des Rechts in ihrem Land zu leben beraubt wurden, sondern auch gezwungen waren, ihre

Beziehung zur Heimat und zu ihren (nicht-jüdischen) BewohnerInnen als Illusion zu verstehen. „Wir aber hatten nicht nur das Land verloren, sondern mussten erkennen, dass es niemals in unserem Besitz gewesen war. Für uns war, was mit diesem Land und seinen Menschen zusammenhing, ein Lebensmissverständnis.“

Der Verlust von Heimat, die totale Trennung von sprachlicher, räumlicher und zeitlicher Verbindung mit einem österreichischen „wir“ führte zu dem, was Améry „Heimweh“ nennt. Dieses Heimweh kann aber nicht geheilt werden, weil es kein Zurück gibt – sowohl in Wirklichkeit, als auch in der Welt der Gefühle. Der Anschluss, der den Ausschluss der jüdischen ÖsterreicherInnen legitimiert hat, schloss Améry und Tausende aus einer Welt aus, die sie als die ihre empfunden und erlebt hatten. Von der deutschen Sprache ausgeschlossen, voll von „falschen“ Erinnerungen, waren sie Zeugen der Komplizenschaft weiter Teile der österreichischen Gesellschaft mit Hitler. Eine Rückkehr, ein Rückerobern der Heimat war für Améry und wahrscheinlich für viele andere unmöglich, zu tief und unheilbar waren die Wunden, die dieses Herausgerissenwerden aus dem eigenen Leben und aus dem Leben ihres Landes entstehen ließ.

Ein metaphorischer Friedhof

Schätzungsweise arbeiteten von den 65.000 hauptsächlich deutschen und österreichischen Flüchtlingen, die zwischen 1933 und 1939 in England Zuflucht fanden, 20.000 Frauen als Haushaltshilfen. Viele darunter waren selbst bürgerlicher Herkunft, waren es gewohnt Dienstboten zu haben, nicht es zu sein. Leider ist es nicht überraschend, dass die Geschichte dieser besonderen Dienstboten von HistorikerInnen bisher völlig ignoriert worden ist. Heute ist es schon zu spät, um eine signifikante Zahl von Interviews mit betroffenen ZeitzeugInnen zu führen. Die genaue Anzahl der Menschen, die nach 1945 nach Österreich zurückgekehrt sind, ist umstritten. Nicht umstritten ist jedoch die Kernaussage, dass es nämlich ganz wenige von den insgesamt 200.000 Flüchtlingen waren.

Die Biografien, die ich in diesem Zusammenhang gelesen habe, zeigen, dass die Mehrzahl derjenigen, die zurückgekommen sind, jene waren, die schon als Erwachsene aus einem etablierten Leben gerissen wurden. Von den Flüchtlingen, die Österreich als Kinder oder Jugendliche verlassen haben, sind fast keine zurückgekehrt.

Der Diplomat und Widerstandskämpfer Hans J. Thalberg definiert eine Stadt als einen Ort, der von Menschen geschaffen wird und mit ihnen verbunden ist. In seinen Erinnerungen und Tagebuchnotizen *Von der Kunst, Österreicher zu sein* hat er Wien als einen metaphorischen Friedhof beschrieben: „Was ist eine Stadt? Eine von Menschenhand geschaffene Landschaft von Steinbauten, Verkehrswegen und Grünflächen. Städte gewinnen erst Leben, wenn man sie mit Menschen verknüpfen kann. Sonst werden sie zu toten Steinhäufen, die einen Grabgeruch an sich tragen. So erschien mir Wien im Jahre 1945. Alle Menschen, die ich gekannt und geliebt hatte, mit denen ich verwandtschaftlich oder freundschaftlich verbunden gewesen war, waren verschwunden: emigriert oder vergast. Jede Straßenecke, jede Parkbank in jeder Gegend Wiens, in der ich gelebt hatte und die ich nun wieder aufsuchte, sprachen mir von den Grauen der Vergangenheit.“

Es ist vollkommen verständlich, dass man in eine Stadt, die solche Erinnerungen und solch einen Verlust repräsentiert, nicht zurückkehren kann. Es ist die Größe des Verlustes und die Leere der Rückkehr, die im Zentrum der Unmöglichkeit liegt. Das Dasein wäre eine tägliche Erinnerung an einen Schmerz, der nicht Teil einer „normalen“ Trauerarbeit sein kann, und der vielleicht besser durch die Sicherheit der geografischen Distanz verdeckt werden kann.

Meiner Erfahrung nach gibt es eine dauerhafte Traurigkeit, nicht nur über den Horror des Geschehenen, sondern auch wegen einer paradoxen Liebe und Sehnsucht nach dieser Stadt, die nie erfüllt werden kann. Die Rückkehr zum Ort des ursprünglichen Traumas war und bleibt eine emotionale Zeitbombe. Meine Mutter brauchte über 30 Jahre, um wieder nach Wien zu kommen, und der Kontrast zwischen ihrer intimen Kenntnis der Stadt und der Erfahrung, diese Kenntnis mit niemandem teilen zu können, war bedrückend für sie.



Zu diesen komplexen Sehnsüchten kommt bei jenen, die in England blieben, der Kontrast zwischen der angelsächsischen und der kontinentalen Gesellschaft und Kultur dazu, der zu einer viel größeren Entwurzelung geführt hat, als wenn sie auf dem europäischen Festland geblieben wären. Dieser Kontrast ist einerseits eine Beruhigung, denn es gibt durch die größere Distanz weniger Erinnerungen, es ist leichter, mit dem neuen Leben weiterzumachen, aber Besuche in Wien oder einem anderen deutschsprachigen Ort sind dafür umso schmerzhafter.

Hilde Spiel und der Kellner

In meinem eigenen Umkreis kann ich mich nicht an ein einziges Gespräch mit jüdischen Menschen, die in Österreich geboren sind und in England leben, erinnern, in dem von „Rückkehr“ gesprochen wurde. Im Gegenteil, die Community ist sogar darüber gespalten, ob Besuche, Urlaub in Wien oder Österreich überhaupt statthaft sind und jene, die das regelmäßig tun, werden mit Verachtung bestraft. Und dennoch ist das Land natürlich nicht einfach verschwunden. Viele der EmigrantInnen sind nicht nur emotionell, sondern auch finanziell an dieses Land gebunden.

Ich habe in vielen Familien den geheimniskrämerischen Umgang mit Restituti-

onsangelegenheiten, Pensionsansprüchen und Vermögensrückstellungen erlebt. Oft scheinen die Verhandlungen privat, quasi beschämt durchgeführt worden zu sein. Die Ergebnisse wurden meist dank geschickter Anwälte, aber nicht wegen einer bestehenden, konsistenten Rechtsprechung erzielt. Sehr oft wurden solche Ergebnisse erst mit dem Tod bekannt, und in vielen Fällen entdeckten die geschockten Kinder erst so die bestehende enge Beziehung ihrer Eltern zu Österreich, die bis dahin versteckt geblieben war.

In der berühmten Passage ihres Romans *Rückkehr nach Wien* beschreibt Hilde Spiel 1946 die erste Begegnung mit einem Kellner aus ihrem Stammcafé. Diese Begegnung ist paradigmatisch dafür, wie viele Exil-ÖsterreicherInnen, die mehr oder weniger offen gezeigten Gefühle der ÖsterreicherInnen/WienerInnen Ihnen gegenüber erleben: „Ich trete aus dem Gegenlicht und er erkennt mich. Staunen und Schrecken treten in sein Gesicht, als hätte er mich erst im Jenseits wieder erwartet. [...] So beginnt auch Herr Hnatek, von Mitleid mit sich ergriffen, sein Schicksal und das Schicksal Wiens zu bejammern, dessen Staub ich so erfolgreich von meinen Schuhen geschüttelt habe. ‚Die Frau Doktor haben gut daran getan, dass sie fort sind. Allein

die Luftangriffe – dreimal haben sie die ganze Stadt in Brand gesteckt.‘“

In dem Film *Watermarks* wurde ich in gerade unheimlicher Weise an dieses Gespräch erinnert. Er beschreibt die Geschichte von sieben ehemaligen olympischen Schwimmerinnen des jüdischen Sportklubs Hakoah. Sie alle flüchteten 1938/39 und kommen am Ende des Films nach Wien, um gemeinsam ein letztes Mal in ihrem ehemaligen Becken ein paar Längen zu schwimmen. Eine von ihnen war nach 63 Jahren zum ersten Mal in Wien, und ihre Fahrt mit dem Taxi ist ein ganz ähnliches Erlebnis wie das von Hilde Spiel mit ihrem Kellner.

Ich sehe es als Teil der Aufgabe meiner Generation an, die Arbeit unserer Eltern weiterzuführen, wie auch immer gespalten und unfertig sie sein mag. Ruth Beckermann meint dazu: „Wir sind in diese Spaltung hinein geboren. In Familien, in denen nichts so war, wie es einmal war.“ Wahrscheinlich ist es für mich unmöglich, mir vorzustellen, was meinen Großeltern in Wien vor sechzig Jahren passiert ist. Genauso unmöglich wäre es wohl für die, sich vorzustellen dass ihre Enkelin eines Tages in Wien über dieses Thema sprechen würde. Auf eine eigenartige Weise schaffte mein Vortrag in Wien, in meinem gebrochenen Deutsch, eine tiefe Verbindung zwischen uns, und erinnerte mich daran, dass es wirklich passiert ist.

Literatur:

Charlotte Delbo (1993): *Trilogie: Auschwitz und danach*. Fischer Taschenbuch: Frankfurt am Main.

Hans J. Thalberg (1984): *Von der Kunst, Österreicher zu sein. Erinnerungen und Tagebuchnotizen*. Wien: Böhlau.

Jean Améry (1977): *Wieviel Heimat braucht der Mensch*. In: *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Klett-Cotta: Stuttgart.

Hilde Spiel (1989): *Rückkehr nach Wien. Ein Tagebuch*. Ullstein: Frankfurt, Berlin.

Dieser Text ist die leicht überarbeitete Version des Vortrags, den die Autorin auf der Konferenz *Das Verschwinden der Frauen* im November 2005 in Wien gehalten hat.

Katherine Klinger

wurde als Tochter einer aus Wien stammenden Österreicherin und eines tschechischen Vaters in London geboren.

Sie ist Gründerin und Direktorin des Second Generation Trust und Angestellte der Wiener Library, der ältesten und umfangreichsten Bibliothek zum Holocaust.

WEDER-NOCH-ORTE

Eine altmodische Geschichte

Hikmet Kayahan

Jahrelang brachte mein Vater uns immer wieder zum Lachen. Wenn er zu allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten davon sprach, dass – „wenn das so weitergeht“ – er auf den Flügeln des Flugzeugs heimkehren würde. Als Kind kugelte ich mich vor Lachen, weil ich mir bildlich vorstellte, wie er auf einer Boeing kauern durch die Wolken fliegt. Als Jugendlicher wich das Lachen einem gelangweilten „Ja eh Papa... wenn das so weitergeht!“ Als Erwachsener folgte dem respektvollen Lächeln ein automatisches „Aber was redest du denn da, Papa!“

Viele Jahre später, als er für seinen letzten Flug eincheckte, am Frankfurter Flughafen, als Frachtgut diesmal, ich seinen Sarg im dunklen Bauch der Maschine verschwinden sah, musste ich wieder an seine Worte denken, mit denen er uns so lange genervt hatte. Während des ganzen Fluges nach Istanbul sah ich aus dem Fenster, suchte ihn auf dem Flügel. Und von Zeit zu Zeit sah ich ihn wirklich dort sitzen. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht. Mit weit geöffneten Armen. Heimwärts blickend. Aber ich wusste, es war nur eine optische Täuschung. Wegen der Tränen in meinen Augen. Denn ich wusste, er saß nicht auf dem Flügel, sondern lag ruhig und kalt im Frachtraum. Bei seinem letzten Flug. Heimwärts.

Auf dem Flughafen in Istanbul hatte ich reichlich Zeit zum Nachdenken. Während all der Stunden des Wartens. Auch Tote müssen durch den Zoll. Müssen sich Stempel und Bestätigungen besorgen. Müssen freigegeben werden. Ich dachte über seinen Witz nach und musste erkennen, aus welcher tiefen Furcht heraus er geboren war. Aus der Furcht, in der Fremde sterben zu müssen. Auf den Flügeln des Fliegers heim zu kommen. Wissend, dass es doch nur der Frachtraum sein würde.

Mein Vater war einer der Vielen, die in den 1960er Jahren als Gastarbeiter nach Europa geholt wurden. Mit dem Traum, sich und seiner Familie eine bessere Zukunft zu erarbeiten. Mit der Illusion, in wenigen Jahren genug Geld sparen zu können, um in der Heimat eine neue Existenz zu gründen. Wie bei vielen anderen wurden auch bei ihm aus den fünf Jahren zehn, dann zwanzig, dreißig. Und immer begleitet von der Hoffnung, eines Tages zurückzukehren. In die Heimat. Nicht in der Fremde sterben zu müssen.

Die Ironie ist, dass er schon längst in Pension war als er in der Fremde starb. Dass er schon längst wieder re-migriert war in seine geliebte Heimat. Und nicht erkennen konnte (oder wollte), dass seine anatolische Erde ihn nicht mehr wieder Wurzeln schlagen ließ. So pendelte er zwischen Deutschland und seiner Heimat. Ohne akzeptieren zu können (oder zu wollen), dass in der Fremde all die Dinge waren, die seine Heimat erst wirklich zur Heimat machen könnten: Seine Kinder. Seine Enkel. Und das Stück Deutschland, das sich breit gemacht hatte in ihm, in all den Jahren.

So erfüllte sich sein Witz wie ein böser Fluch, er schloss die Augen in einem deutschen Krankenhaus, umringt von seinen Kindern und Enkeln, aber fern von seiner Heimat. An einem Un-Ort. An einem Weder-Noch-Ort. Um dann auf den Flügeln des Fliegers heimzukehren.

Rückkehr, wohin?

Am Flughafen in Istanbul hatte ich reichlich Zeit mir Gedanken zu machen. Über Orte, an die man zurückkehren kann. Über Orte, von denen es keine Rückkehr mehr gibt. Und dort, beim Warten auf den Sarg meines Vaters, legten sich auch die neuen Fragen in mich, nisteten sich ein und begleiteten mich seither. Kein Ort. Nirgends. An den ich wirklich zurückkehren kann.

Diese Ortlosigkeit manifestiert sich gerade und besonders an einer für einen ungläubigen Menschen wie mich skurrilen Fragestellung: Wo möchte ich eines Tages, wenn die Zeit gekommen ist, begraben werden?

In Wien? Auf dem Zentralfriedhof, zwischen all den anderen, meinen Freunden, um dann nach 50 Jahren aufgelassen zu

werden. Unbesucht, vielleicht, weil meine Freunde +/- mit mir abgehen werden von der Bühne. Weil mein Sohn als Kind der Zukunft wer weiß an welchem Fleck der Erde leben wird, oder auf einem anderen Planeten.

In Wien? Auf dem islamischen Friedhof, der auch in Zukunft immer wieder geschändet werden wird. Sogar als Grab der Diskriminierung ausgesetzt, die ich Zeit meines Lebens bekämpft habe. Wieder unbesucht. Und die Wahrscheinlichkeit, dass mir die Stadt Wien ein Ehrengrab einrichtet, für alle Zeiten, ist doch sehr gering.

Oder doch in der Türkei? Auf dem alten Friedhof auf dem Hügel. Im Familiengrab, das mit Grundbucheintrag meiner Familie gehört. Bis in alle Ewigkeit. Zwischen Zypressen, die sich in den Himmel strecken und allen meinen anderen Verwandten. Immer wieder besucht von vielen noch kommenden Generationen.

Die letzte Identität

Denn dies ist tatsächlich der Ort, an den alle Frauen und Männer meiner Familie zurückkehren. So oder so. An den hohen Festtagen, um den Toten Respekt zu zollen. Um dann eines Tages selbst zu denen zu gehören, denen Respekt gezollt wird. So oder so, als ein Name in einer langen Reihe von Namen. Als Teil einer langen Geschichte, erinnert. Als Teil einer größeren Einheit. Familie. Biologisch. Genetisch. Von der man sich zu Lebzeiten vielleicht gelöst hatte. Andere Familien, soziale, gebildet hatte.

Dies ist tatsächlich der einzige Ort, an den wir, so weit verstreut über den ganzen Planeten wir auch leben, seit 200 Jahren ständig unterwegs, immer wieder zurückkehren. Keiner fragt, woher kommst du? Was hast du geschafft? Der Name reicht. Die letzte Identität: Ein Steinchen in einer langen Reihe, verbunden durch die Gene. An einem Ort, von dem es keine Rückkehr gibt. Wohin auch immer.

Auf dem Flughafen in Istanbul hatte ich reichlich Zeit zu erkennen, wie ortlos ein gewolltes oder ungewolltes nomadisches Leben sein kann. Trotz der vielen Orte, die sich aneinander reihen, an denen man gelebt, geliebt, gelitten hat. Migrant.



Globetrotter. Flüchtling. Reisender. Gast. Je nachdem. Wer aus welcher Perspektive welche Definitionsmacht hat. Wie ortlos man sich fühlen kann, wenn einem Heimat genommen wird. Wenn einem Heimat verweigert wird. Das Gefühl, dazuzugehören. Teil zu sein. Gewollt. Willkommen.

Ich denke an die Tausendschaften von Menschen. Menschen wie meinen Vater, enturzelt, heimatlos, wirklich willkommen weder hier noch dort, mit dem versengenden, aufreibenden Wunsch heimzukehren, zurückzukehren. An Orte, die es in Wirklichkeit nicht mehr gibt. Vielleicht nie gab.

Ich denke an die Tausendschaften von Menschen wie mich. Mit Konstruktionen von Heimat im Kopf. Mit Konzepten von Heimat im Herzen. Aber ohne Orte, an die sie zurückkehren können oder wollen. Der Gedanke, dass dieses Spiel sich seit Millionen von Jahren wiederholt, gibt nicht wirklich Trost. Sehnten sich die ersten Menschen, die ihre Heimat auf der Suche nach neuen Nahrungsquellen verließen, an den Ursprung zurück? Sehnt sich ein Arnold Schwarzenegger, ein Wirtschaftsflüchtling, an seinen Ursprung zurück? Sehnt sich ein politischer Flüchtling, der den Fängen seiner Folterer entkommen ist, zurück an die Orte seiner Kindheit?

Rückkehr. Unter die sengende anatolische Sonne meiner Geburt? Zu den norddeutschen Wäldern meiner Kindheit? An das Blau des Bosphorus meines Erwachsenwerdens? In die wilden Täler des Kaukasus, von wo sich meine Vorfahren einst auf den Weg machten? Rückkehr. Kein Ort. Nirgends.

„Reich wird man erst durch Dinge, die man nicht begehrt“, sagt Mahatma Gandhi. Mein Begehren eines Ortes, an den ich zurückkehren kann, wann immer ich will, macht mich arm. Sei's drum. Aber das Erzählen artet aus. In einen Krampf. Unsäglich, unerträglich. Dabei wollte ich eigentlich nur eine Geschichte erzählen. Nicht eine von diesen modernen, experimentellen. Nein, eine von diesen altmodischen, die in russigen Truhen oder durchgewetzten Kartons in irgendwelchen feuchten Kellern oder verstaubten Dachböden herumlungern und einfach nur warten. Einfach so. Nur eine Geschichte über den letzten Flug meines Vaters.

Keine unendliche Geschichte

Es gibt keine unendlichen Geschichten. Wie eine unendlich scheinende Ansammlung von Kommas reihen sich die Orte eines Lebens, manchmal auch mehrerer Leben, aneinander. Dann kommt der Punkt, hinter dem kein neuer Satz mehr möglich ist. Der illusorisch bodenlos gedachte Brunnen, aus dem man all seine Kommas, Semikolons, Doppelpunkte, Klammern, Gedankenstriche, Frage- und Rufzeichen schöpfte, ist dann plötzlich versiegt. Der letzte Eimer, den man noch mit Mühe und Not an die Oberfläche zerrt, enthält nur noch einen Punkt. Den letzten Ort, an den man zurückkehrt.

Auf dem Flughafen in Istanbul, als ich darauf wartete, dass die Bürokratie den Sarg meines Vaters freigab, erinnerte ich mich an Nachmittage, an denen ich am großen Küchenfenster saß und in den norddeutschen Schnee hinaus schaute.

Meine Mutter kochte oder wusch ab und sang dabei leise vor sich hin. Lieder aus ihrer Jugend, sonderbare. Ich verstand die Worte nicht, aber die Melodien prägten sich mir tief ein. Diese Lieder ähnelten nicht denen, die ich in der Schule lernte. Dort lernte ich „Meister Jakob“, „Hoch auf dem gelben Wagen“ oder „Leise rieselt der Schnee“. Sie aber sang vom Flug der Adler, von grünen Tälern, vom Blau eines fernen Meeres, einer fremden Sonne. Nein, ich hatte keine Ahnung. Aber ich lauschte. Und wie wenn ich ahnte, dass das Belauschte eines Tages wichtig sein würde, vergrub ich es tief in meinem Herzen. Und jetzt, auf dem Flughafen in Istanbul, als ich darauf wartete, dass die Bürokratie den Sarg meines Vaters freigab, verstand ich, wovon sie sang: Von der Rückkehr.

Nach der Beerdigung, als schon alle gegangen waren, verweilte ich. Sah an den alten Zypressen hoch. Strich sanft über die Setzlinge, die ich frisch gepflanzt hatte, gab ihnen Wasser. Ich ging durch die Reihen und las meinen Namen auf den vielen Steinen. Ich kannte kaum einen von ihnen. Und doch erinnerte ich mich an sie, zollte ihnen Respekt. Ich lauschte dem Wind, der sanft über den Hügel strich und freute mich auf meine Rückkehr nach Hause, nach Wien.

Hikmet Kayahan

*geboren 1966 in der Türkei,
Schulbesuch in Hannover;
1983 Remigration in die Türkei;
Studium der Germanistik und
Pädagogik; lebt und arbeitet
seit 1989 in Wien.*

DER HEIMHOLER

Unterwegs mit *Drnda internacional*

Horst Widmer

„Sie brauchen nur zu sterben, den Rest erledigen wir.“ Diesen Satz, den der Drnda einmal spaßeshalber im Fernsehen geäußert hat, halten viele hier, im Osten Serbiens, für seinen Werbeslogan. Das spricht für sich. Jeder kennt den Drnda, man traut ihm, was seine Methoden betrifft, alles zu, aber man nimmt ihm nichts übel.

Die offizielle Botschaft Drndas lautet übrigens: „Wenn Sie schon wählen müssen, wählen Sie den Besten!“, und man kann sie im Regionalfernsehen und im staatlichen Satellitenprogramm, das sich an die Gastarbeiter im Ausland wendet, jeden Abend als Hintergrund hören, während sich in der Werbeeinschaltung Drndas Fuhrpark formiert: 14 Mercedesse, silbern die meisten, nur die alten sind schwarz. Die beliebtesten seiner vielen Werbegeschenke sind Schlüsselanhänger in Form von Särgen, wahlweise zu haben in Holz oder Metall. Und „Drnda“, sein Spitzname (seinen richtigen Namen kennt kaum jemand), den er von Vater und Großvater geerbt und als Name für seine Bestattungsfirma gewählt hat, bezeichnet ein kräftiges, lautstarkes Rütteln, wie man es etwa von einem losen Auspuff kennt. Die Leute in dieser Gegend lachen nicht darüber; sie sprechen mit Hochachtung, manchmal auch mit Neid über ihn, weil er ein erfolgreicher Geschäftsmann, ein großer „biznismen“ ist.

Tatsächlich ist *Drnda internacional* der größte private Bestatter Serbiens und als Überführer verstorbener serbischer Gastarbeiter aus ganz Europa unangefochtene Nummer eins. Und seine etwas bizarre Seite, die auch mich anfänglich angelockt hat, vergisst man schnell, wenn man sich näher mit seiner Arbeit beschäftigt. Seit vier Jahren besuche ich ihn regelmäßig und bin stets aufs Neue erstaunt, wie es hier mit professioneller Ruhe, mit Improvisationstalent (und gegebenenfalls mit freundlichem Nachdruck bei den

Konsulaten) gelingt, selbst in absoluten Spitzenzeiten, wenn wieder einmal überall gleichzeitig gestorben wird, das Versprochene einzuhalten: Spätestens 48 Stunden nach Bestellung steht, egal wo in Europa, ein Wagen vom Drnda vor der Tür, mit Wunschsarg, Grabbeigaben und sämtlichen amtlichen Papieren für die Überfuhr.

Nachts über die Autobahn

Bei Fahren, die ich als Beifahrer und, wenn es wegen Übermüdung des Fahrers hat sein müssen, als Chauffeur mitgemacht habe, ist mir das Drnda-Business im Kopf allmählich zum Roadmovie geworden. Das ist kaum anders möglich, wenn man viele Stunden, vor allem nachts, im Leichenwagen über die Autobahn brettert. Das Wort „Gastarbeiter-Route“ erhält dann einen anderen Sinn. Der Drnda wird zur Metapher. Mit dem Leichenwagen fahren wir den Weg nicht nur des Verstorbenen, sondern des Gastarbeiters „an sich“ ab.

Abfahrtsort des Wagens ist stets Požarevac, Drndas Hauptsitz, und kein anderer Ort könnte symbolisch richtiger sein. Die größte Gruppe der Serben in Österreich, vor allem in Wien, stammt aus dieser Gegend südöstlich von Belgrad, aus dem Verwaltungsbezirk Braničevo, dessen Hauptstadt Požarevac ist. Požarevac, heißt es in Požarevac, ist die Hauptstadt von Wien. Von hier sind die Gastarbeiter aufgebrochen, in der festen Annahme, nach wenigen Jahren zurückzukehren. Bald würden sie sich etwas erspart haben, damit würden sie ein Häuschen bauen, ein Stück Land kaufen und einen Traktor dazu. Es kam, wie wir wissen, anders, und während sie warteten auf die nun zwar verspätete, aber irgendwann auf jeden Fall stattfindende Rückkehr, führten sie ein Leben im ständigen Dazwischen: in Österreich nie angekommen, in Serbien nicht mehr zuhaus; immer auf der Gastarbeiter-Route, im Kopf ebenso wie im Auto oder im Minibus.

Der Leichenwagen hält zur Kaffeepause, wo auch die lebenden Gastarbeiter halten, die gerade wieder einmal von da nach dort unterwegs sind: Im Grill-Lokal Požarevac, das an der alten Straße durch Ungarn liegt. Da sind sie ganz unter sich, in ihrer

Zwischenwelt, die außer ihnen keiner versteht. Drndas Fahrer kennt man hier, und manchen ist klar, dass der, mit dem sie gerade scherzen, ihr zukünftiger Chauffeur sein wird.

Zurück im Mercedes

Die Rückkehr haben sie inzwischen für die Zeit in der Pension geplant. Aber selbst gesetzt, dass sie sie erleben, spricht dann plötzlich so vieles dagegen. Und während sie noch abwarten und abwägen, klingelt schon der Drnda an der Tür.

„Ihr Leben lang wollen sie einen Mercedes. Am Ende fahren sie in einem: in meinem!“ Ja, der Drnda kann verdammt zynisch sein. Aber es ist schon gut, dass er ist, wie er ist. Das Roadmovie wäre sonst zu rührselig, die Sinnlosigkeit des Wartens zu überwältigend.

Außerdem: Wenn einer böse Witze machen darf, dann ist es der Drnda. Er war selbst Gastarbeiter, ab seinem 15. Lebensjahr, in Wien, dann im Schwabenland. Ende der 1980er Jahre starb dort ein Freund von ihm. Er kümmerte sich um die Überführung nach Jugoslawien und musste erfahren, wie kompliziert und teuer das damals war. Das brachte ihn auf seine Geschäftsidee. Ohne diese bittere Erfahrung, davon ist er überzeugt, würde er selbst irgendwann mit einem seiner heutigen „Konkurrenten“ (die Anführungszeichen setzt der Drnda) nach Hause kommen.

Nikola, Drndas phlegmatischster Fahrer, den ich gelegentlich an der Shell-Tankstelle beim Matzleinsdorfer Platz auf einen Kaffeetrefte, weil ganz in der Nähe, in der Leichenhalle des Evangelischen Friedhofs, alle Abholbereiten gesammelt werden, deren Weg nicht in die Pathologie geführt hat, sagt es so: „Die erste Generation kehrt mit dem Drnda zurück, die zweite gar nicht mehr.“

Horst Widmer

ist freier Autor, schreibt Reportagen und Reiseerzählungen, seit 2004 mit Schwerpunkt Serbien.

RÜCKKEHR NACH TSCHETSCHENIEN?

Der Versuch einer Bestandsaufnahme

Herwig Schinnerl

Mit Abstand die meisten AsylwerberInnen in Österreich kamen im vergangenen Jahr 2009 aus der Russischen Föderation – fast ausschließlich handelt es sich dabei um Menschen aus der Republik Tschetschenien, fallweise auch aus den beiden anderen nordkaukasischen Republiken Inguschetien und Dagestan.

Mittlerweile lebt in Österreich eine Diaspora von geschätzten 15.000 Menschen aus der Russischen Föderation (Vgl. Langthaler 2009: 165). An der russischen Südfront im Kaukasus herrscht seit einigen Jahren ein Konflikt zwischen Sicherheitskräften und islamistischen GotteskriegerInnen. Die Anzahl der RückkehrerInnen in diese Region hält sich aufgrund dieser nach wie vor prekären (Sicherheits-) Lage in Grenzen, wurde aber innerhalb der letzten zwei Jahre sukzessive mehr.

Situation in Tschetschenien

In Tschetschenien, wo in den vergangenen zehn Jahren eine rigorose Anti-Terrorstrategie der russischen Armee Tausende Tote, Verschwundene und Geflüchtete zur Folge hatte, regiert seit 2007 ein Autokrat, der einen strengeren Islam gesellschaftsfähig macht und rigoros gegen Rebellen und deren Familien vorgeht: Ramsan Kadyrow. Der Tschetschenien-Experte und Vorsitzende der *Deutsch-Kaukasischen Gesellschaft*, Ekkehard Maaß, spricht von „mittelalterlicher Sippenhaft“, die im Tschetschenien Kadyrows praktiziert wird, er beschreibt unter anderem einen Fall vom Sommer 2008, als das Haus einer Familie von „Kadyrowzy“, der Privatarmee Ramsan Kadyrows, angezündet wurde, wobei das darin lebende Ehepaar, deren Tochter und drei minderjährige Enkel verbrannten. Grund dafür war, dass zwei Söhne des Ehepaars mutmaßlich ins Lager der islamistischen Kämpfer gewechselt waren (Vgl. Maaß 2009: 87).

Andererseits forciert Ramsan Kadyrow seit seiner Präsidentschaft einen massiven Wiederaufbau der vom Krieg zerstörten Republik – in erster Linie deren Hauptstadt. Grosny erstrahlt in neuem Glanz, der



mitunter kultartige Nuancen in Richtung des „gut trainierten, gleichwohl rundlichen Kleinpotentaten“ (Szyzkowitz 2010: 90) aufweist. Aus welchen Geldquellen sich diese gewaltigen Wiederaufbau-Projekte speisen, bleibt größtenteils im Dunkeln.

Situation in Österreich

Ein Blick zur tschetschenischen Diaspora in Österreich: In den vergangenen Jahren wurde die Asyl-Gewährung für tschetschenische AsylwerberInnen kontinuierlich verschärft. Als Grund wird dabei die verbesserte

Lage im Herkunftsland angegeben. Die Anerkennungsrate von tschetschenischen AsylwerberInnen in Österreich fiel innerhalb der letzten fünf Jahre von über 90 Prozent auf 30 Prozent. Die Asyl-Antragszahlen sind dennoch mit über 3500 Anträgen aus der Russischen Föderation weiterhin sehr hoch, im Jahr 2009 suchten so viele Flüchtlinge wie aus keinem anderen Land in Österreich um Schutz an.¹ Der diesbezügliche Höchstwert aus dem Jahr 2003 liegt bei knapp 7000 Anträgen von AsylwerberInnen aus der Russischen Föderation.

Mediale Aufmerksamkeit erregte im Jahr 2009 der Mord an Umar Israilow in Wien. Er arbeitete als Bodyguard Kadyrows, wandte sich aber später von ihm ab und mit schweren Anschuldigungen gegen Kadyrow an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Nachdem er in Österreich um Asyl angesucht hatte, wurde Israilow laut dem Wiener Landesamt für Verfassungsschutz und Terrorbekämpfung (LVT) von einem Berater Kadyrows in Wien aufgesucht und bedrängt, nach Tschetschenien zurückzukehren und von der Klage abzusehen. Der LVT bringt Kadyrow mit dem Mord direkt in Verbindung, in einem Bericht wird gar von einem eigenen „militärischen Nachrichtendienst“ zur Sammlung von Informationen über Exiltschetschenen gesprochen (Szyszkowitz 2010: 88f).

Rückkehr nach Tschetschenien

Wie gestaltet sich nun die Migration in die entgegengesetzte Richtung – die Remigration von tschetschenischen Flüchtlingen in Österreich in ihre Heimatrepublik Tschetschenien?

In direktem Zusammenhang der freiwilligen Rückkehr nach Tschetschenien steht das *Dubliner Abkommen*, welches festlegt, „dass AsylwerberInnen in jenem Land das Asylverfahren durchlaufen sollten, wo sie zuerst in EU-Gebiet eingereist waren“ (Langthaler 2009: 167).

Laut Christian Fackler von der *Caritas Rückkehrhilfe*² sind die meisten der von seiner Organisation betreuten RückkehrerInnen so genannte „Dublin-Fälle“, deren Asylverfahren in Polen stattfinden würde und die somit nach Polen abgeschoben werden würden. „Viele unserer Klienten gehen zurück nach Tschetschenien, weil sie nicht nach Polen wollen, sie vertrauen der Polizei dort nicht, angeblich ist das tschetschenische Regime auch sehr präsent in Polen. Deshalb kehren sie gleich zurück nach Tschetschenien“, so Christian Fackler. In den ersten vier Monaten des heurigen Jahres kehrten bisher österreichweit etwa 140 von der *Caritas Rückkehrhilfe* beratene TschetschenInnen zurück, eine Trendwende ereignete sich dahingehend im Jahr 2008: Davor gab es nur Einzelfälle — hauptsächlich allein stehende Männer, die zurückkehrten, seit August 2008 gingen die Zahlen nach oben, nun kehren viele Familien nach Tschetschenien zurück.

370 Euro bekommt jeder freiwillige Rückkehrer, 200 Euro bei Vorliegen eines *Dublin-Bescheides*.

Die in Österreich für Rückkehr verantwortliche politische Instanz ist das Innenministerium, dieses forciert die Rückkehr von AsylwerberInnen. Ein Indiz dafür ist die steigende Zahl von Aufträgen für die Organisation *Verein Menschenrechte Österreich (VMÖ)* im Bereich Rückkehr. Der Organisation, die seit 2005 Rückkehrberatung betreibt, wird ein Naheverhältnis zum Ministerium vorgeworfen, außerdem sollen die Rückkehrwilligen nicht objektiv beraten und aufgeklärt werden: „Es handelt sich um eine Zwangsbeglückung, quasi Zwang zur freiwilligen Rückkehr“, erklärt Siegfried Stupnig, Leiter eines Integrationsprojektes für TschetschenInnen in Kärnten.³

Auch Christoph Riedl vom *Evangelischen Flüchtlingsdienst* betont, dass es nur noch darum ginge, möglichst viele Personen zur Rückkehr „zu überreden“, „eine Rückkehrberatung, die Sinn macht, muss immer eine Risikoabwägung beinhalten“, erklärt Riedl.⁴

Christian Fackler teilt diese Meinung: „Es ist ein Konkurrenzverhältnis mit unterschiedlichen Ideologien. Unsere Klienten, die Erfahrung mit dem VMÖ gemacht haben, fühlten sich dort wie am Fließband, bei uns werden sie als Menschen wahrgenommen, ohne Druck und mit der Möglichkeit, den Rückkehr-Prozess jederzeit zu stoppen.“

Eine Internationale Konferenz zur Thematik der freiwilligen Rückkehr von tschetschenischen Flüchtlingen⁵ brachte im November vergangenen Jahres in Wien hochrangige Vertreter des österreichischen Innenministeriums, der tschetschenischen Regierung und internationaler Organisationen zusammen und resultierte in einem Projekt, das freiwillig Rückkehrenden in Tschetschenien Reintegrationsmaßnahmen bietet, etwa finanzielle Unterstützung beim Aufbau eines Gewerbes, Ausbildungskosten oder auch Pflegekosten. Das Projekt wird von der *International Organisation for Migration (IOM)* Wien implementiert.

Betrachtet man die Lage für bestimmte RückkehrerInnen im Detail, zeigt sich, dass wer sich mit Kadyrow arrangiert, den präsidialen Personenkult, die Arbeitslosigkeit und die zahlreichen sonstigen sozialen Probleme, ebenso wie das Spitzeltum und die vorhandene Korruption erträgt, in Tschetschenien kein größeres Sicherheitsrisiko haben dürfte, als die übrige Bevölkerung.

Siegfried Stupnig zeichnet ein weitaus dunkleres Bild, Kadyrow habe es auf Rückkehrer abgesehen, seine Erfahrungen sind vorwiegend negativer Natur: „Ein Tschetschene, der von Kärnten nach Tschetschenien freiwillig zurückkehrte,

wurde vor etwa zwei Monaten erschossen. Als seine Schwester davon erfuhr, erlitt sie einen Herzinfarkt und starb auch.“

Fazit

Weder positive noch negative Beispiele von freiwillig zurückgekehrten TschetschenInnen sind die Regel, es kann keinesfalls generalisiert werden, sondern jeder Fall muss für sich betrachtet werden. Letztlich besitzen die in Österreich lebenden TschetschenInnen aufgrund ihrer Netzwerke sicherlich hervorragende Informationen über die Lage in der Republik, dennoch ist die Situation heikel und mit äußerster Vorsicht zu genießen, immer wieder tauchen Fälle von Erpressungen zur Rückkehr auf, indem Verwandte oder Familienmitglieder in Tschetschenien bedroht werden. Auf höherer Ebene muss darüber hinaus eine Kooperation mit einem Regime vom Format der tschetschenischen Regierung unter Ramsan Kadyrow vehement hinterfragt werden – umso mehr aufgrund der aktuellen Fakten im oben erwähnten Bericht des LVT.

Fußnoten:

¹ Vgl. http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_Asyllwesen/statistik/files/Asyl_Jahresstatistik_2009.pdf, 15.5.2010.

² Interview am 13.5.2010.

³ Interview am 17.5.2010.

⁴ Vgl. [http://www.evangel.at/epd-meldung.html?&tx_ttnews\[pS\]=1273411991&tx_ttnews\[tt_news\]=2341&tx_ttnews\[backPid\]=128&cHash=fa67657eb5](http://www.evangel.at/epd-meldung.html?&tx_ttnews[pS]=1273411991&tx_ttnews[tt_news]=2341&tx_ttnews[backPid]=128&cHash=fa67657eb5), 18.5.2010.

⁵ <http://www.emn.at/modules/typetool/pnincludes/uploads/Conference%20Agenda%2019%2011%2009.pdf>, 15.5.2010.

Literatur:

Langthaler, Herbert (2009): *Tschetschenische Fluchtmigration nach Österreich. Ein Überblick*. In: Thomas Schmidinger/Herwig Schinnerl: *Dem Krieg entkommen? Tschetschenien und TschetschenInnen in Österreich*. Verein Alltag Verlag: Wiener Neustadt: 165-177.

Maaß, Ekkehard (2009): *Ein talentierter Diktator? Ramsan Kadyrow auf den Spuren russischer Zaren, Stalins und Putins*. In: Thomas Schmidinger/Herwig Schinnerl: *Dem Krieg entkommen? Tschetschenien und TschetschenInnen in Österreich*. Verein Alltag Verlag: Wiener Neustadt: 78-91.

Szyszkowitz, Tessa (2010): *Kind des Krieges*. In: Profil Nr.18, 41. Jg., 3. Mai 2010, Wien: 86-91.

Herwig Schinnerl

ist Ethnologe mit Forschungsschwerpunkt Kaukasus und Mitherausgeber des Buches „Dem Krieg entkommen? Tschetschenien und TschetschenInnen in Österreich“, 2009, Verein Alltag Verlag.

PANISCHE ANGST VOR DER SCHUBHAFT

Kerstin Kellermann

Um nicht nach Polen abgeschoben zu werden oder erneut in Haft zu geraten, akzeptierte eine Mutter mit kleinem Kind die „freiwillige“ Rückkehr.

„Die Abteilung für fremdenpolizeiliche Zwangsmaßnahmen im Innenministerium gibt es wirklich“, lächelt Cecilia Heiss, Psychologin und Geschäftsführerin des Vereins Hemayat. Sie telefonierte in dieser innenministeriellen Abteilung II/3/c einer 36jährigen Tschetschenin hinterher, die mehrmals in Schubhaft war, über Polen nach Österreich kam und im Endeffekt „freiwillig“ nach Moskau zurückkehrte: „Raisas Lebensgeschichte ist für die Behörde völlig irrelevant, sie befasst sich nicht damit. Im Verfahren geht es allein um die Zuständigkeit. Österreich sagt, Polen soll sich um die Flüchtlinge kümmern. Wie die das machen, ist egal.“

Die Psychotherapeutinnen und Psychologinnen von Hemayat sind oft die Einzigen, die sich für die Erlebnisse der Flüchtlinge interessieren. „Außer uns hört sich keiner die Geschichte an“, sagt Heiss. „Für traumatisierte Menschen mit Flashbacks ist Schubhaft viel schlimmer. Wenn jemand die Zelle aufsperrt, ist ihnen schon klar, dass sie nicht zum Foltern abgeholt werden, aber das Gefühl ist dasselbe. Die Menschen haben so eine panische Angst vor der Schubhaft, dass sie einer so genannten freiwilligen Rückkehr zustimmen.“

„Charterflieger nach Polen billiger“

Raisa hatte wie viele andere TschetschenInnen Todesangst vor Polen. Dort sollen Todeslisten für Tschetschenen kursieren und Killer unterwegs sein. „Wir können schwer verifizieren, warum sie derartige Angst vor Polen haben. Wir sind an den Klienten dran, daher ist ihre Angst für uns real. Woran sie liegt, wissen wir nicht“, meint Cecilia Heiss dazu. „Der engagierte Mitarbeiter der Caritas Rückkehrhilfe erreichte einen Flug für die Frau, das Geld war vom Innenministerium schon überwiesen worden. Nichtsdestotrotz kam die Polizei in aller Herrgottsfrühe, um Raisa mit ihrem sechsjährigen Kind, das bei uns in Traumatherapie behandelt

wurde, zur Polen-Charter abzuholen.“ Die Frau erlitt einen Herzanfall, der sich als psychosomatisch herausstellte und wurde auf die Psychiatrie auf der Baumgartner Höhe eingeliefert. „Für Österreich ist der Charterflieger nach Polen billiger“, erklärte ein Beamter.

Im rosa Cafe Aida an der Währinger Straße schüttelt Cecilia Heiss den Kopf: „Wir wollten, dass Raisa bei uns in Traumatherapie kommt, denn sie war über eine Entführung mit folgender Zwangsheirat an ihr Kind gekommen. Aber sie war zu wenig zur Ruhe gekommen.“ Der kleine Junge, der in einer Hundehütte mit Hund gefangen gehalten worden war, bis ihn seine Mutter mit beinahe übermenschlichen Anstrengungen wieder herausholen konnte, ging bei Sonja Brauner in die Therapie. „Als die Polizei die tschetschenische Frau mit ihrem kleinen Kind holen wollte, bekam der sechsjährige Junge eine Panikattacke. Die Beamten waren hilflos, sie forderten immer noch einen Polizeiwagen an und noch einen, am Ende umstanden zwölf Beamte das schreiende Kind“, erzählt Brauner. „Wir haben keinen Boden der rechtlichen Sicherheit, um therapieren zu können. Den brauchen wir aber! Wichtig ist es, dem Kind möglichst viele stabile und glückliche Augenblicke zu verschaffen.“

Erinnerungen gemeinsam aushalten

Die Geburtsurkunde des Kindes fehlte für die Ausreise – für einen „geordneten Rückzug“. Die Fremdenpolizei und die Betreuungsstelle in Traiskirchen verfügten über eine Kopie der Geburtsurkunde, doch es war weder für Caritas noch für Hemayat möglich, diese zu erhalten. „Ich scheiterte dabei, den Beamten in Traiskirchen zu überreden, mir das Papier aus der Akte aus dem Archiv heraus zu suchen“, resümiert Heiss heute. „Genauso gelang es mir nicht, den Zuständigen zu finden, der diese Nacht- und Nebel-Aktion veranlasst hatte. Der Referent war über die freiwillige Rückkehr informiert worden. „Wir würden uns in solchen Fällen eine engere Zusammenarbeit mit dem Innenministerium und der Fremdenpolizei wünschen.“

Zu den abgeschobenen KlientInnen gibt es nachher keinen Kontakt mehr und keine Möglichkeit zu erfahren, wie ihr Schicksal

verlief, ob sie noch am Leben sind. „Es sollte wirklich einmal jemand nachverfolgen, was eigentlich mit den Leuten passiert“, meint Heiss. „Wir recherchierten einmal nach Psychologen in Polen wegen einer Übernahme der Therapie eines Klienten. Es war uns nicht möglich, jemanden zu finden. Wir fanden keine Organisation zur Traumatherapie.“



Dabei reagieren die Flüchtlinge nur normal auf abnormale Situationen wie die Folter. „Die Ereignisse sind kaum auszuhalten, aber es bringt Erleichterung, wenn man gemeinsam versucht diese Erinnerungen auszuhalten. Sicherheit herzustellen ist das Wichtigste. Es sind unglaublich mutige Leute, die sich gegen totalitäre Systeme auflehnen.“

Kerstin Kellermann

ist „ständige Freie“ des Augustin und Redakteurin der art in migration/SOHO IN OTTKRING.

SUPER MOBILITY

Eine Analyse polnischer Remigrations-Weblogs

Karima Aziz

„*Remigration. Also wozu aus dem Land des Wohlstandes und des guten Einkommens in die polnische Hölle zurückkehren? Wo wird es mir besser gehen? Wozu die Sicherheit Dublins mit der Unsicherheit Polens tauschen? Wie sich das Schicksal jener, die entschieden haben, abspielt.*“

Bereits Ende April 2008 haben das britische *Institute for Public Policy Research* (IPPR) und BBC berichtet, dass die Hälfte der Polinnen und Polen, die in Folge des EU-Beitritts Polens 2004 nach Großbritannien gekommen waren, remigriert sind (vgl. In graphics: IPPR migration report 2008). Das IPPR hält die Verkleinerung der potenziellen Einkommensunterschiede in Großbritannien und Polen für ausschlaggebend für Remigration nach Polen sowie Migration in geografisch näher gelegene EU-Mitgliedsstaaten, welche sich auf dem Weg der Lockerung der Übergangsfristen befinden, wie etwa Deutschland und Österreich (vgl. Pollard 2008).

Diese Tendenzen von temporärer Migration und darauf folgender Remigration oder möglicher Weiterwanderung, von IPPR als *super mobility* bezeichnet, verändern die klassische Konzeption von Migration als einem längerfristigen Wohnsitzwechsel (vgl. Pollard 2008). Es stellt sich die Frage, welche Faktoren den Trend der Remigration begünstigen, da eine einfache Erklärung aufgrund der verbesserten wirtschaftlichen Situation in Polen verkürzt erscheint. Demnach können sowohl Entwicklungen auf der Makro-Ebene wie wirtschaftliche, rechtliche, politische, gesellschaftliche und finanzielle Rahmenbedingungen, als auch individuelle Faktoren auf die Rückkehrentscheidung Einfluss nehmen.

Die Situation polnischer RemigrantInnen und ihre Motive für eine Rückkehr stellten das Erkenntnisinteresse der von mir an der Universität Wien verfassten Diplomarbeit *Remigration – die neue polnische Migration? Eine qualitative Inhaltsanalyse polnischer Remigrations-Weblogs* dar. An dieser Stelle

werden insbesondere die Ergebnisse der Analyse der Rahmenbedingungen sowie der individuellen Ebene erläutert.

Bereits ein kurzer Blick auf den historischen Aspekt der polnischen Migration zeigt, dass in Polen eine lange Tradition der Emigration, aber auch der Remigration besteht (vgl. Faßmann 1995: 9-13). Polnische BürgerInnen galten schon immer als besonders mobil, neben einer einmaligen, unidirektionalen Wanderung, sind auch mobile Migrationsmuster wie temporäre Migration, Pendeln und Remigration für die polnische Bevölkerung nicht ungewöhnlich (vgl. Okólski 2000: 141-148).

Rahmenbedingungen

Die wirtschaftliche Entwicklung in Polen und auch in den Zielländern übt einen großen Einfluss auf die Migrationsprozesse aus. Seit dem Beitritt Polens zur EU 2004 ist das Bruttoinlandsprodukt Polens gestiegen, die Arbeitslosenquote gesunken und der Złoty hat eine enorme Wertsteigerung in Relation zum britischen Pfund erfahren. So konnte die Verbesserung der wirtschaftlichen Situation Polens zahlreiche polnische MigrantInnen zur Rückkehr nach Hause bewegen. Auch die Verschlechterung der Lage in den ehemaligen Zielländern durch die Finanzkrise förderte diesen Trend (vgl. Pollard 2008).

Die rechtlichen Vereinfachungen von Migrationsbewegungen durch den Beitritt Polens zur Europäischen Union 2004 können ebenfalls als (re-)migrationsfördernd angesehen werden (vgl. Tamas/Münz 2006: 12-36). Das britische und irische Beispiel der Öffnung des Arbeitsmarktes zeigt deutlich, dass MigrantInnen auf rechtliche Erleichterungen reagieren und ihre Chancen nutzen (vgl. Düvell 2006: 81-90). Ob Remigration nun eine geplante Strategie darstellt, durch die aktuelle wirtschaftliche Entwicklung positiv beeinflusst wird oder individuelle, soziale Gründe im Vordergrund stehen, die rechtliche Situation in der erweiterten Europäischen Union ermöglicht eine problemlose Rückkehr.

Sowohl Großbritannien als auch Polen versuchten mit Hilfe politischer Aktivitäten polnische MigrantInnen anzulocken oder

zurückzuholen. Die britischen Botschaften in den neuen Mitgliedstaaten starteten eine regelrechte Werbekampagne für Arbeitsmigration nach Großbritannien (vgl. Düvell 2006: 81). Ab 2008 strebte jedoch die polnische Regierung an, die polnischen MigrantInnen für Remigration zu motivieren (vgl. Migration: Rückholaktion für Polens Installateure 2009). Informationsprogramme sowie die beliebte Homepage mit Informationen für RemigrantInnen www.powroty.gov.pl wurden eingerichtet, Steuererleichterungen wurden eingeführt.

Soziale Entwicklungen wie das Entstehen migrantischer Gemeinschaften an den Zielorten und transnationaler sozialer Räume und Netzwerke fördern die Herausbildung transnationaler Identitäten, die Remigrationsentscheidungen potenziell begünstigen können (vgl. Düvell 2006: 84-86). In einem polnischen Internetforum (Emigracja 2007) wird dies mit der treffenden Metapher beschrieben, dass das eine Bein in Polen steht, das andere jedoch in London.

Der so genannte *brain waste* bezeichnet das Phänomen, dass häufig hoch qualifizierte ArbeitsmigrantInnen im Zielland lediglich niedrig qualifizierte Beschäftigung finden, was zu Frustration führen und dadurch eine Rückkehrentscheidung positiv beeinflussen kann (vgl. In graphics: IPPR migration report 2008). Doch die Situation polnischer RemigrantInnen kann nach der Rückkehr auch von Problemen geprägt sein, denn die Notwendigkeit zur Reintegration kann mit psychischen, beruflichen, schulischen oder ökonomischen Schwierigkeiten verbunden sein.

Remigrations-Weblogs

Für die Untersuchung der Motive für Remigration auf der individuellen Ebene bieten sich polnische Remigrations-Weblogs an. RemigrantInnen schreiben in diesen Weblogs öffentlich über ihre Erfahrungen und Gedanken in Zusammenhang mit der Rückkehr in die Heimat. Die Weblogs szczura.blox.pl, bellacreatura.blox.pl, blog.swojak.info, alexba.eu sowie emigranci.blog.pl wurden mit Hilfe der qualitativen Inhaltsanalyse untersucht, wobei an dieser



Stelle nur zusammenfassend auf die ersten drei Blogs beispielhaft eingegangen werden kann.

Die zusammengehörigen Weblogs *szczura.blox.pl* und *bellacreatura.blox.pl* bestätigen im Falle der Bloggerin *Kaszmona* in erster Linie den Ansatz der sozialen Netzwerke. In ihrem Fall stellte die Beziehung zu ihrem Partner, welche ihr soziales Gefüge dominierte, die zentrale Motivation für die Remigration dar. Obwohl *Kaszmonas* Migrationserfahrungen abgesehen von gelegentlichem Heimweh mehrheitlich positiv waren, führten die negativen Erfahrungen ihres Partners dazu, dass sie sich für eine Rückkehr entschied. Die Erfahrungen ihres Partners *Miszka* entsprechen eindeutig der These, dass Remigration die Folge einer gescheiterten Migrationserfahrung bzw. *brain waste* darstellen kann, denn er fand lediglich niedrig qualifizierte Beschäftigungen und entschied sich aufgrund dieser Enttäuschungen und der Aussicht auf eine höher qualifizierte Arbeitsstelle in Polen für die Remigration. Das Paar hatte sich vor der Emigration noch keine Gedanken über eine mögliche Rückkehr gemacht, da die Aussicht auf eine bessere Zukunft in der Migration lag. Erst als dies sich für *Miszka* als Trugschluss herausstellte, wurde über diese Möglichkeit nachgedacht.

Im Weblog *blog.swojak.info* stehen eindeutig transnationale soziale Räume und transnationale Identitäten im Zentrum. Transnationale Identitäten sind an der gesamten Familie des Bloggers feststellbar. Sie behielten einerseits trotz der langjäh-

rigen Migration ihre polnische Identität etwa über ihre Sprache, Heimatbesuche, Freundschaften und berufliche Kontakte bei und integrierten sich andererseits vor allem durch den Schulbesuch der Töchter und die fehlende polnische Community an ihrem Zielort stark. Die Rückkehrentscheidung fiel ohne besondere vorhergehende Ereignisse, einfach weil es möglich war, auch in Polen ein ähnliches Leben weiterzuführen. In diesem Blog werden zudem häufig Probleme der Reintegration wie die Einschulung remigrierter Kinder, die Wohnungssuche und Behördengänge angesprochen.

Dem Erkenntnisinteresse nach der Situation und den Motiven polnischer RemigrantInnen konnte mit Hilfe der Kontextualisierung und Analyse der individuellen Ebene nachgegangen werden, doch die Frage, ob Remigration die neue polnische Migration sei, kann hier nicht beantwortet werden. In einer Zeit von transnationaler Migration, Hin- und Rückkehrbewegungen und Weiterwanderungen kann nicht über die polnische Migration im Allgemeinen, sondern nur über spezifische Migrationsphänomene debattiert werden.

Fußnote:

¹ Eigene Übersetzung von dem polnischen Remigrations-Weblog *bellacreatura.blox.pl*.

Literatur:

Düvell, Franck (2006): *Die Entwicklung der Migration nach der EU-Erweiterung*. In: Bommes, Michael/Schiffauer, Werner (Hg.): *Migrationsreport 2006. Fakten – Analysen –*

Perspektiven. Campus Verlag GmbH: Frankfurt/Main: 63-112.

Faßmann, Heinz (1995): *Die „neue Zuwanderung“ aus Ostmitteleuropa: Eine empirische Analyse am Beispiel der Polen in Österreich*. Institut für Stadt- und Regionalforschung, Österreichische Akademie der Wissenschaften: Wien.

Okólski, Marek (2000): *Polen – Wachsende Vielfalt von Migration*. In: Fassmann, Heinz (Hg.): *Ost-West-Wanderung in Europa*. Böhlau: Wien (u.a.): 141-162.

Tamas, Kristof/Münz, Rainer (2006): *Labour Migrants Unbound? EU Enlargement, Transitional Measures and Labour Market Effects*. Institute for Future Studies: Stockholm.

Internetquellen:

Emigracja (2007). In: http://forum.gazeta.pl/forum/72,2.html?f=209&w=702449_71&v=2&s=0,11.01.2009.

In graphics: IPPR migration report (2009). In: http://news.bbs.co.uk/2/hi/uk_news/7371180.stm, 10.05.08.

Migration: Rückholaktion für Polens Installateure (2009). In: Die Presse, Print-Ausgabe vom 10.01.2009. In: http://diepresse.com/home/wirtschaft/international/442783/index.do?_vl_backlink=/home/wirtschaft/international/index.do, 11.01.2009.

Pollard, Naomi (2008): Migrants feeling the pull of home? In: <http://www.ippr.org/articles/?id=3125>, 10.05.08.

Karima Aziz

Politikwissenschaftlerin und Slawistin, ist Projektmitarbeiterin bei missing[!nk] – Forschungsprojekte und Gemeinwesenarbeit der Flüchtlingsbetreuung und Integrationsarbeit NÖ der Caritas Wien.

MEIN ERSTER LACHS

Geschichte einer stillen Rückkehr

Erwin Riess

Nach 1945 hatte das Wort „Rückkehr“ in Österreich eine besondere Bedeutung, es spiegelte die Position der jeweils Betroffenen in den zwölf vorhergegangenen Jahren von Diktatur und Krieg. Vom Beispiel einer sehr stillen Rückkehr aus dem Grauen erzählt die folgende Geschichte.

Weihnachten 1968 verbrachten wir bei den Großeltern in Gumpoldskirchen, einem Weinort südlich von Wien, der damals seine große Zeit hatte. Wer in der Großstadt etwas auf sich hielt, fuhr abends nach Gumpoldskirchen und besuchte einen der vielen Heurigen, wo man schweren und süßen Weißweinen zusprach und dazu Backendl mit Erdäpfelsalat verzehrte, die man aus einer Braterei holte, denn warmes Essen gab es damals beim Heurigen noch nicht. Eine Ausnahme bildete der „Weinstadl“ in der Jubiläumsstraße, dort wurden auch ausgefallene warme Speisen aufgetragen. Nicht für jedermann, denn zwei Türsteher wachten darüber, dass die Reichen und Prominenten unter sich blieben. Das Häuschen meiner Großeltern war nur einen Parkplatz vom „Weinstadl“ entfernt. Wenn die Gäste frühmorgens in ihre Sportwagen und Luxuslimousinen stiegen, hörten wir angeregtes Geplauder und das Lachen aus hellen Frauenstimmen. Meine Großeltern fühlten sich um den Schlaf gebracht und zogen über die Müßiggänger und Nichtsnutze her, ich aber erfreute mich an den Botschaften aus einer fernen Welt. Ich freute mich auch deswegen, weil das Haus der Großeltern damals kein Ort der Freude und des Lachens war. Mutter hatte den plötzlichen Tod von Vater im März noch nicht überwunden; die Erinnerung an viele Familienfeste im kleinen Häuschen in den Weingärten mit ihrem Mann war noch so stark, dass sie, während des weihnachtlichen Abendessens einen Nervenzusammenbruch erlitt, von dem sie sich tagelang nicht erholte. Großmutter

und Großvater waren hilflos, ich verbrachte viel Zeit in den Weingärten und felsigen Höhenrücken des schneebedeckten Anningers. Kaum ging es Mutter besser, fuhren wir zurück nach Krems, in unsere Dienstwohnung neben dem Stahlwerk, unweit der Donau. Ohne darüber zu reden, verband uns eine ganz bestimmte Angst. Die Angst vor dem Jahreswechsel, vor dem Sylvester, den wir, die vierzigjährige Mutter und der zehnjährige Bub, allein verbringen würden. Meine Mutter trug immer noch schwarze Trauerkleidung als wir am dreißigsten Dezember im einzigen Lebensmittelgeschäft der Arbeitersiedlung einen Weißbrotwecken, zwanzig Dekagramm Edamer und ebensoviel Krakauer Wurst kauften. Wie wir das Fest ohne Vater verbringen würden, war uns noch unklar, wir hofften auf das Fernsehen.

Das gefürchtete Fest

Am Abend des dreißigsten Dezember läutete die Türglocke. Meine Mutter stieg die Treppe zur Eingangstür hinunter und öffnete. Ich musste oben warten, hörte aber einzelne Worte aus dem kurzen Gespräch heraus, Satzketten, auf die ich mir keinen Reim machen konnte. Als Mutter wieder die Treppe hochkam, sah ich vom Fenster im Schein der Straßenlaterne eine groß gewachsene Frau. Mit raschen Schritten verschwand sie in der Dunkelheit.

Wir seien zu Sylvester bei Bekannten eingeladen, der Familie C., Mann und Frau, sie wohnten drei Gassen von uns entfernt, sagte Mutter und war ziemlich verwirrt. Und dann, nach einem prüfenden Blick auf mich, sagte sie: Ich habe die Einladung angenommen.

Was das für Bekannte seien, die ich nicht kenne, wollte ich von meiner Mutter wissen. Soviel Bekannte hatten wir nämlich damals nicht mehr, dass ich sie mir nicht hätte merken können. Nicht wenige frühere Freunde und Bekannte hatten sich nach dem Tod des Vaters von uns zurückgezogen, sei es aus falsch verstandener Pietät, sei es aus Unsicherheit. Unter den Familien, Ingenieure und leitende Angestellte aus dem Stahlwerk, mit denen wir früher die Sonntage und Urlaube auf einem Bauernhof

am Kärntner Faaker See verbracht hatten, waren es vor allem die Frauen, die sich von meiner Mutter und mir zurückzogen. Mutter war damals eine attraktive und lebenslustige Frau, es hatte den Anschein, als würden einige Frauen ihre Männer dieser Versuchung nicht aussetzen wollen. Alleinstehende Arbeiter wiederum trauten sich damals nicht, die Ingenieurswitwe anzusprechen, obwohl einige von ihnen, wie ich bei Einkäufen mit meiner Mutter merkte, durchaus Interesse an einer Bekanntschaft gehabt hätten. So waren wir in der Werksiedlung des Stahlwerks, in der am Ersten Mai auf Transparenten die politische Solidarität mit den Fortschrittskräften der Welt beschworen wurde, isoliert, was aber keineswegs bedeutete, dass die Gerüchteküche nicht brodelte. Im Sommer hatte ich einige blutige Schlägereien mit Buben aus der Werksiedlung gehabt, die sich sehr despektierlich über meine Mutter geäußert hatten. Das Dumme an den Schlägereien war, dass meine Mutter, als sie die Schrammen und Blutergüsse an mir sah, mir noch ein paar hinter die Löffel gab, weil sie der Meinung war, ich würde nun, da kein Mann mehr im Haus sei, zu einem Rüpel und Raufbold verkommen. Die Wahrheit konnte ich Mutter aber auch nicht mitteilen, so wurde ich zweimal wegen derselben Sache verhauden. An der Uni sollte ich lernen, dass niemand wegen derselben Sache zweimal verurteilt werden dürfe, zumindest im angelsächsischen Raum. Seither sehe ich die Amis und die Engländer mit anderen Augen.

Eigenartige Bekannte

Meine Fragen nach den unbekanntem Bekannten, die uns ausgerechnet zu Sylvester zu sich einluden, brachte meine Mutter in Verlegenheit. Sie redete umständlich herum, rückte dann aber auf mein beharrliches Nachfragen mit der Wahrheit heraus: Es seien nicht richtige Bekannte, schon gar nicht Freunde, sie seien auch keine unmittelbaren Arbeitskollegen meines Vaters, der in der Produktion gearbeitet hatte. Der Mann der Familie sei Angestellter in der Finanzabteilung des Werks, seine Frau arbeite als Sekretärin des



Personalchefs. Sie könne sich selbst nicht recht erklären, was die beiden zu dieser Einladung bewogen habe.

Ich pfiß durch die Zähne. Der Personalchef, das wusste ich bereits mit meinen zehn Jahren, kam in der Hütte Krems gleich nach dem Lieben Gott oder dem Betriebsratsobmann, er war angesehen aber auch gefürchteter als der Werksdirektor. Seine Sekretärin musste also eine bedeutende Frau sein. Und schon glaubte ich, an der in der Dunkelheit davoneilenden Frau eine Dame mit einem schwarzen Nerzmantel gesehen zu haben.

Wir waren also bei hochgestellten Persönlichkeiten eingeladen. Einfach so? fragte ich. Einfach so, sagte meine Mutter. Vater sei ein beliebter Abteilungsleiter gewesen, der immer ein offenes Ohr für die Arbeiter in der schweren Blechverarbeitung gehabt hatte, auch unter den Ingenieuren und Angestellten sei er als Kollege geschätzt gewesen, noch dazu, wo die von ihm konstruierten Maschinenbahnen nicht wenig dazu beigetragen hätten, dass das Werk, das Anfang der sechziger Jahre, nachdem es aus dem Konzern der sowjetisch verwalteten Betriebe herausgelöst worden und von der Schließung bedroht gewesen war, wieder schwarze Zahlen schrieb. Dass ein leitender Angestellter des Finanzwesens und dessen Gattin uns einlade, sei so gesehen, gar nicht so überraschend, sagte Mutter, die ihre Contenance wiedergefunden hatte.

Eine Lehre für die Zukunft

Am nächsten Tag erschienen wir, Mutter und ich, pünktlich um neunzehn Uhr in der ebenerdig gelegenen Werkswohnung der Familie C., Mutter in einem schwarzen Kleid und ich in dunkler Hose und weißem

Hemd, das am Vorabend noch gewaschen und gebügelt worden war. Mutter hatte eine Flasche „Spätrot Rotgipfler“ vom Weingut Aigner in Gumpoldskirchen mitgebracht. Die Wohnung machte großen Eindruck auf mich, ich glaubte mich in eine Filiale der Werksbibliothek versetzt. Aber im Gegensatz zum speckigen Linoleumboden und den abgegriffenen Karteikärtchen und den ramponierten, teils geklebten Büchern standen hier die Bücher wohl geordnet nach Belletristik und Sachbüchern und sie waren nicht zerlumpt und zerrissen, ja nicht einmal leichte Verwundungen ließen sich ausmachen. Gereiht waren sie nach dem Anfangsbuchstaben des Autors, was sich mir ebenfalls besonders einprägte, denn in der von mir regelmäßig frequentierten Werksbibliothek hatte der Bibliothekar, ein einarmiger Mann, der in seiner Freizeit für die gesamte Werkssiedlung Fahrräder reparierte, die Bücher nach einem anderen Ordnungsprinzip aufgestellt. Erzählende Literatur stand bei ihm unter der Rubrik „Leichte Blechverarbeitung“, Sachbücher fanden sich unter „Schwerer Blechverarbeitung“, Lyrikbände unter „Rohlinge und Schrott“ und alle übrigen, Jugend- und Kochbücher, unter „Drahtwaren und Profilhöhre“.

Da ich die längste Zeit in den Büchern schmökerte, die Herr C. mir unbeschadet seiner starken Gehbehinderung mit Freude reichte, bekam ich vom Gespräch meiner Mutter mit den beiden Gastgebern nicht viel mit. Ich weiß nur, dass die Atmosphäre entspannt und angenehm war, und einmal war mir, als würde meine Mutter sogar lachen. Das Essen war für meine Begriffe unerhört luxuriös, russisches Ei, Schinken und zum Dessert eine Schokoladecreme mit Schlagobers und eingelegten Früchten. Am meisten aber verwunderten mich ro-

safarbene Blätter, die aussahen wie eine marmorierte Wurst aber unvergleichlich besser schmeckten. Als ich meine Mutter auf dem Nachhausweg danach fragte, antwortete sie, es habe sich um einen Fisch namens „Lachs“ gehandelt, der sehr teuer sei und aus fernen Ozeanen stamme. Und dann erwähnte sie, mehr zu sich gesprochen, dass wir nun Gast bei Kommunisten gewesen seien. Sie sagte das mit einiger Verwunderung in der Stimme. Kommunisten, das prägte ich mir für die Zukunft ein, sind höfliche Gastgeber, lesen viele Bücher, tragen schöne Kleider und essen Fische namens Lachs.

Jahrzehnte später, die Gastgeber von damals waren längst verstorben, las ich in einer historischen Zeitschrift einen Artikel über drei österreichische Kommunisten, denen es gelungen war, aus dem Konzentrationslager Auschwitz zu flüchten. Einer der drei zog sich auf der Flucht eine schwere Beinverletzung zu. Seine Genossen ließen ihn nicht zurück und schleppten ihn in die Wälder. Der Vorname des Verwundeten war Julius. Unser Gastgeber vom Sylvester 1968 hatte also nicht an Kinderlähmung gelitten, wie es in der Siedlung damals hieß. Daraufhin fuhr ich nach Krems-Lerchenfeld und erkundigte mich in der alten Werkssiedlung unter den Pensionisten über die Familie C. Selbstverständlich wussten die Alten, wie Julius C. zu seinem schlechten Bein gekommen war. Man habe damals auch auf Julius' Wunsch kein Aufhebens darum gemacht. Der Mann sei Anfang der siebziger Jahre einsam gestorben, fügten sie hinzu. Seine Frau sei durch viele Jahre hindurch die Geliebte des Personalchefs gewesen. Von ihm stammten auch die schönen Kleider, Pelzmäntel und der teure Schmuck. Mit seinem kleinen Angestelltengehalt hätte Julius sich das niemals leisten können.

Jugendschutz

§ 8. (1) Der Aufenthalt an allgemein zugänglichen Orten und der Besuch von öffentlichen Veranstaltungen ist jungen Menschen bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres nur in der Zeit von 5 Uhr bis 22 Uhr und von der Vollendung des 14. Lebensjahres bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres nur in der Zeit von 5 Uhr bis 1 Uhr erlaubt.

Aus: Aufenthalt an allgemein zugänglichen Orten und Besuch von öffentlichen Veranstaltungen, Gesetz zum Schutz der Jugend, Wiener Jugendschutzgesetz 2002.

Diskriminierung

§ 4. (1) Die Beschäftigungsbewilligung im folgenden nicht anderes bestimmt erteilen, wenn die Lage und Entwicklung des Arbeitsmarktes die Beschäftigung zu wichtige öffentliche oder gesamtwirtschaftliche Interessen nicht entgegenstehen.

Aus: Abschnitt II, Beschäftigungsbewilligung, Ausländerbeschäftigungsgesetz – AuslBG. Au 22. April 1975.

Antirassismus

§ 31. (1) Auf Grund der ethnischen Zugehörigkeit darf niemand unmittelbar oder mittelbar diskriminiert werden

1. beim Sozialschutz, einschließlich der sozialen Sicherheit und der Gesundheitsdienste,
2. bei sozialen Vergünstigungen,
3. bei der Bildung,
4. beim Zugang zu und Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen, die der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen, einschließlich Wohnraum.

Gleichbehandlungsgebot, aus: Bundesgesetz über die Gleichbehandlung, III. Teil, Gleichbehandlung ohne Unterschied der ethnischen Zugehörigkeit in sonstigen Bereichen (Antirassismus). Ausgegeben am 23. Juni 2004.

Regulierte Freiheiten*

SchülerInnen der Berufsschule für Informationstechnik entwickelten im Rahmen des Forschungs- und Ausstellungsprojekts »VIEL GLÜCK! Migration heute« eigene Perspektiven auf die Migrationsgeschichte. Mit dem Fokus auf Darstellung und rechtliche Rahmenbedingungen von Migration setzten sich die Jugendlichen mit Gesetzen und deren Auswirkung in den Bereichen Jugendschutz, Diskriminierung am Arbeitsplatz und Gleichstellungsfragen auseinander. In einer Workshopreihe entstand eine Sammlung von konzeptuellen Neuformulierungen von Gesetzestexten in Verbindung mit persönlichen Statements der Jugendlichen.

Begr

Widerstan
sich mit er
Methoden
einzusetzen
geändert d

Aus: <http://w>



Ein Vermittlungsprojekt von Büro trafo.K
gemeinsam mit Vida Bakondy und Arif Akkılıç
*Titel von Zeynel Arslan
www.trafo-k.at, www.initiative.minderheiten.at

StoDt+Wien

Arbeit

§ 3. Auf Grund des Geschlechtes, [...] darf im Zusammenhang mit einem Arbeitsverhältnis niemand unmittelbar oder mittelbar diskriminiert werden, insbesondere nicht

1. bei der Begründung des Arbeitsverhältnisses,
2. bei der Festsetzung des Entgelts,
3. bei der Gewährung freiwilliger Sozialleistungen, die kein Entgelt darstellen,
4. bei Maßnahmen der Aus- und Weiterbildung und Umschulung,
5. beim beruflichen Aufstieg, insbesondere bei Beförderungen,
6. bei den sonstigen Arbeitsbedingungen,
7. bei der Beendigung des Arbeitsverhältnisses.

Aus: I. Teil, Gleichbehandlung von Frauen und Männern in der Arbeitswelt, Bundesgesetz über die Gleichbehandlung. Ausgegeben am 23. Juni 2004.

Sprache

§ 14. Soweit personenbezogene Bezeichnungen nur in männlicher Form angeführt sind, beziehen sie sich [nicht] auf Frauen und Männer in gleicher Weise.

Aus: Sprachliche Gleichbehandlung, Gesetz zum Schutz der Jugend, Wiener Jugendschutzgesetz 2002.

Streik

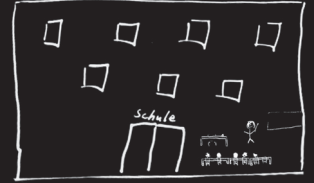
§ 10. Für die Beschäftigung auf Arbeitsplätzen in einem von Streik oder Aussperrung betroffenen Betrieb dürfen Beschäftigungsbewilligungen nicht erteilt werden.

Aus: Abschnitt II, Streik und Aussperrung, Bundesgesetz: Ausländerbeschäftigungsgesetz – AuslBG. Ausgegeben am 22. April 1975.

Begriffe

recht

Bildung



Staatsbürgerschaft:

Jeder Mensch hat ein Recht auf mehrere Staatsbürgerschaften



Arbeitsmarkt



Begriffe

Widerstand: In der Politik bedeutet Widerstand, die Verweigerung von legitimen oder unerlaubten Mitteln und Methoden gegen ein Herrschaftssystem zu ergreifen. Damit soll das Herrschaftssystem gestürzt werden.

www.politik-lexikon.at/widerstand/

„ES GEHT IMMER NUR UM DIESE ZWEIERKISTE“

Kontroverse um das Gesetz zur Eingetragenen Partnerschaft

Mehr als 20 Jahre haben Schwule und Lesben in Österreich für die legale Anerkennung homosexueller Beziehungen gekämpft, bevor mit 2010 das Gesetz zur Eingetragenen Partnerschaft (EPG) in Kraft trat. Die konkrete Umsetzung der langjährigen Forderung ist allerdings mehr als umstritten.

Das Gesetz weist zahlreiche Unterschiede zum Ehegesetz auf, vom Eintragungsort, über das Zeremonie- und Bindestrichverbot bis hin zu Adoption und Sorgerecht. Insgesamt 47 Unterschiede zur heteronormativen Ehe wurden gezählt.

Radio Stimme bat **Guadrin Hauer**, Lektorin am Institut für Politikwissenschaft der Uni Wien und langjährige Aktivistin der HOSI Wien, **Marco Schreuder**, Wiener Gemeinderat und Sprecher der Grünen Andersrum und **Sushila Mesquita**, ebenfalls Lehrbeauftragte an der Uni Wien und vielfach verstrickt in queer-feministische und anti-rassistische Projekte, zur Diskussion.

*Das Gespräch führten **Natalie Campbell** und **Gerd Valchars**. Die Diskussion wurde am 16. Februar 2010 auf Orange 94.0 in Wien live ausgestrahlt und ist in voller Länge in unserem Sendungsarchiv abrufbar: www.initiative.minderheiten.at*

Radio Stimme: Christian Högl, Obmann der HOSI Wien, schreibt in seinem Kommentar in den letzten LAMBDA-Nachrichten, vor fünf Jahren hätte er es nicht für möglich gehalten, dass es in Österreich 2010 eine Eingetragene Partnerschaft geben würde. Hättet Ihr das vor fünf Jahren für möglich gehalten?

Marco Schreuder: Ich wurde vor fünf Jahren gefragt, und ich dachte damals „ja“. Es war mühsamer als erwartet, aber 20 Jahre nach Dänemark war es höchst an der Zeit. Der Zug in Europa fährt in Richtung Gleichstellung von Lesben und Schwulen. Es war eine Frage der Zeit, wann es auch in Österreich so weit sein würde.

Guadrin Hauer: Bis 2008, bis zur Bildung dieser Regierung, hätte ich es nicht für möglich gehalten. Mit Beginn des Jahres 2009 wäre ich eher sehr stark überrascht gewesen, wenn das Gesetz 2010 nicht in Kraft getreten wäre.

Sushila Mesquita: Ich bin auch nicht überrascht. 2005 gab es eine Volksabstimmung zum Partnerschaftsgesetz in der Schweiz, die mit 60 Prozent der Stimmen angenommen wurde. Damit war für mich eigentlich relativ klar, dass in Österreich, ähnlich konservativ wie die Schweiz, wahrscheinlich ein ähnliches oder noch schlechteres Gesetz kommen würde.

Christian Högl schreibt in seinem Kommentar weiter, er hätte sich vor fünf Jahren auch nie gedacht, dass die Grünen, die immer an der Seite der HOSI Wien gekämpft hätten, plötzlich gegen dieses Gesetz und die Eingetragene Partnerschaft sein würden.

Schreuder: Das sieht er vielleicht ein bisschen durch die Brille seiner SPÖ-Mitgliedschaft. Natürlich ist ein Partner-

schaftsgesetz besser als keines. Aber es enthält sehr viele Diskriminierungen, zum Teil grausame Lächerlichkeiten. Als die SPÖ noch mit der ÖVP verhandelte, wurde von Teilen der homosexuellen Szene bereits gejubelt. Das hat leider der ÖVP in die Hände gespielt. Uns war in diesem Augenblick wichtig deutlich zu machen: „Ihr werdet keine Ruhe haben, solange keine vollkommene, kompromisslose Gleichstellung erreicht ist.“ Es ist überhaupt diskussionswürdig, ob es ein getrenntes Rechtsinstitut für Lesben und Schwule braucht. Ich halte das für ein Rechtsghetto.

Kann man sagen, dass die Community in Österreich gespalten ist?

Hauer: Lesben und Schwule sind genauso vielfältig wie andere soziale Gruppen auch. Der Frauenbewegung würde man nie vorwerfen, dass es unterschiedliche Ansichten und Auffassungen gibt. Ich beobachte aber einen Paradigmenwechsel im Verhalten der Grünen und der Grünen Andersrum, die hier die Themenführerschaft beanspruchen. Sie wollen der Community vorgeben, wie sie zu agieren hat. Ich finde das eine sehr überhebliche und bevormundende Vorgangsweise.

Schreuder: Bevormunden will hier niemand. Wir waren in einem Boot mit ganz vielen Initiativen, am Ende über 90, die die Demonstration unterstützt haben. Eigentlich war es nur die HOSI Wien, die nicht zur Demo dagegen aufgerufen hat. Es geht hier um etwas ganz wichtiges. Für die ÖVP-Bürgermeister war die Vorstellung von Lesben und Schwulen, die in ihrem Standesamt heiraten, ein grausliches Bild. Was sollten wir denen mitteilen? Dass wir eh zufrieden sind?

Hauer: Wollen wir wirklich eine Gleichstellung? Für mich ist das eine kritische Frage, über die wir diskutieren sollten. Mit dieser

Ehe möchte ich als Lesbe sicher keine Gleichstellung haben. Weil es immer heißt, es gibt soundsoviele Ungleichbehandlungen in dem Gesetz: Einige dieser Ungleichbehandlungen haben wir von der HOSI Wien hineinreklamiert und ich bedauere es sehr, dass nicht mehr Ungleichbehandlungen zustande gekommen sind. Ein Beispiel ist die „ekelerregende Krankheit“, die nach wie vor als Scheidungsgrund gilt.

Mesquita: Ich beschäftige mich seit längerem mit dieser Frage und ich stoße immer an. Ich frage mich: Was ist hier der Maßstab, was die Norm? Ob wir jetzt ein eigenes Gesetz für Lesben und Schwule fordern oder die Ehe geöffnet wird, wir bleiben immer im Rahmen der Normierung der Zweierbeziehung. Es ist einfach schade, dass hier so wenig weiter gedacht wird. Es geht immer nur um diese Zweierkiste und ich finde die einfach nicht mehr zeitgemäß. Ich rede hier nicht von einem polyamorösen Standpunkt aus, aber ich sehe zum Beispiel nicht ein, weswegen das Sorgerecht auf zwei Personen beschränkt sein muss.

Es gibt einige, ich würde fast sagen Skurrilitäten, die im EPG enthalten sind. Etwa das Bindestrichverbot: Wer einen Doppelnamen annehmen möchte, darf zwischen den beiden Namen keinen Bindestrich setzen, der Familienname wird ab sofort Nachname genannt und am Meldezettel wird minutiös zwischen konventioneller Ehe und Eingetragener Partnerschaft differenziert.¹ Marco Schreuder hat das als „Zwangsoouting“ bezeichnet, die HOSI Wien hat gemeint, die Menschen sollen zu ihrer homosexuellen Partnerschaft stehen.

Schreuder: Ein Outing darf immer nur die Entscheidung eines jeden selbst sein. Ich kenne einen Fall, der gerade heftig in meinem Freundeskreis diskutiert wird. Es geht um einen serbischen Studenten, der gerne eine Niederlassungsbewilligung hätte und deswegen mit seinem Freund eine Eingetragene Partnerschaft eingehen möchte. Er arbeitet aber in einer serbischen Firma und will nicht, dass sein Arbeitgeber weiß, dass er schwul ist. Das ist sein gutes Recht. In dem Augenblick aber, in dem er eine Eingetragene Partnerschaft eingeht, wird er über den Meldezettel geoutet.

Hauer: Für mich ist der Großteil dieser Dinge wirklich vernachlässigbar. Ob ich nach einer Verpartnerung einen Familien- oder einen Nachnamen führe, das ist mir wirklich, ich formuliere das einmal so, scheißegal. Zum Outing: ich finde es sehr eigenartig, dass ausgerechnet ein grüner, offen schwuler Politiker Probleme damit hat. 41 Jahre nach Stonewall zu sagen, wir wollen nicht geoutet werden, wir wollen auch nicht zwangsgeoutet werden, wir wollen im Untergrund leben, das finde ich schon mehr als seltsam.

Schreuder: Das hab ich nicht behauptet, Gudrun!

Hauer: Bitte lass mich ausreden. Öffnung der Ehe für Lesben und Schwule hieße auch, sie unsichtbar zu machen. Jeden politischen Fortschritt haben wir nur dadurch erreicht, dass wir uns offen hingestellt haben, unser Gesicht als Lesben und Schwule gezeigt haben und auf unsere Rechte beharrt haben. Es ist Aufgabe einer politischen Organisation, Lesben und Schwule beim Going Public zu unterstützen aber nicht

uns neuerlich in den Schrank zurück zu verweisen.

Schreuder: Das macht doch niemand, Gudrun!

Hauer: Aber darauf läuft es hinaus!

Mesquita: Ich glaube schon, dass es für eine lesbische Migrantin noch einmal ein anderes Ding mit der Sichtbarkeit ist. Die ist nie unsichtbar. Da würde ich alle bitten, vorsichtiger zu sein und auch auf die, die vielleicht nicht so hörbar sind, ein bisschen aufmerksamer zu sein. Und zum anderen: Natürlich handelt es sich bei diesem Gesetz um eine rechtliche Anerkennung, die extrem wichtig ist und meiner Ansicht nach auch besser als nichts. Aber es handelt sich um eine Anerkennung als Andere. Und zwar ganz klar hierarchisch abgestuft von den Heteropaaren. Das zeigt sich sehr stark an diesen symbolischen Dingen, mit denen auch eine Abwertung verbunden ist. Die ganze Ehe ist eine extrem symbolisch aufgeladene Sache, die meisten wissen überhaupt nicht, was für einen beschissenen Vertrag sie da unterschreiben. Die heiraten aus Liebe, für die Zeremonie, für all das.

Fußnote:

¹ Die Regelung zum Meldezettel wurde zwischenzeitlich geändert; auf dem Formular zur „Bestätigung der Meldung“ wird der Personenstand nun generell nicht mehr ausgewiesen und damit auch die Problematik entschärft. Die Änderung, so war es dem Innenministerium wichtig zu betonen, sei jedoch keine Reaktion auf die Kritik von Seiten der Schwulen und Lesben gewesen.



Radio Stimme

Die Sendung für KopfhörerInnen

das politische magazin
abseits des mainstreams
auf den freien radios in österreich

www.initiative.minderheiten.at

WIEN - KÄRNTEN - INNSBRUCK - BLUDENZ - GRAZ - SALZBURG - LINZ - SALZKAMMERGUT

IGNORANZ RECHTLICHER ANSPRÜCHE

Ermutigende Erfahrungen aus sechs Jahren Klagsverband

Volker Frey

Gleichstellung und Antidiskriminierung waren den österreichischen Ministerien, Parteien, den rechtsberatenden Berufen und der Zivilgesellschaft selten ein vorrangiges Anliegen. Das Gleichbehandlungsgesetz 1979 folgte internationalen Abkommen und Empfehlungen und die Antidiskriminierungsnovelle 2004 setzte verpflichtendes EU-Recht um. Rühmliche Ausnahme: Das Behindertengleichstellungsgesetz 2005 wurde ohne völkerrechtliche Verpflichtung erlassen.

Nach der Einführung der Diskriminierungsverbote aufgrund des Geschlechts, einer Behinderung, der Religion und Weltanschauung, der ethnischen Zugehörigkeit, der sexuellen Orientierung und des Alters besteht immer noch massiver Widerstand, diese einzuhalten. Der Klagsverband arbeitet seit 2004 an der Durchsetzung dieser Rechte und verfolgt damit drei Ziele: Unterstützung für Einzelpersonen, Führung von Musterverfahren und Sensibilisierung der Öffentlichkeit.

Verweis auf das „Hausrecht“

Besonders von RichterInnen, AnwältInnen und UniversitätsjuristInnen wird das Antidiskriminierungsrecht oft mit einem Hinweis auf die Privatautonomie (das Recht selbst zu entscheiden, mit wem ich Verträge eingehe und selbst über deren Inhalt zu entscheiden) vom Tisch gewischt. Die unjuristische Variante ist der Verweis auf das „Hausrecht“: GeschäftsinhaberInnen und LokalbesitzerInnen müssten doch das Recht besitzen, sich ihre KundInnen und Gäste selbst auszusuchen. Dabei wird übersehen, dass die Privatautonomie dort ihre Grenzen hat, wo sie eine Seite regelmäßig und systematisch benachteiligt. Mit diesem Argument der Privatautonomie könnten übrigens auch das Arbeitsrecht, das Miet- oder das Konsumentenschutzrecht in Frage gestellt werden. Auch sie schränken die Vertragsfreiheit einer Seite ein, um bestehende Ungleichheiten auszugleichen.

Exemplarisch ist auf Postings zu Medienberichten über Verfahren zu verweisen, in denen MigrantInnen ihre Diskriminierung beim Zugang zu Lokalen bekämpfen. Diese lassen mehrheitlich Sympathien mit rassistischer Türpolitik erkennen.

Die österreichische Sozialpartnerschaft funktioniert entlang des Interessensgegensatzes von ArbeitgeberInnen und ArbeitnehmerInnen. Das Antidiskriminierungsrecht passt hier nur teilweise hinein. Gleichstellung ist aber eine gesellschaftliche Aufgabe, die alle Gruppen angeht. Niemand wird vom Antidiskriminierungsrecht nur berechtigt oder verpflichtet – alle Menschen, die in Österreich leben, können Chancengleichheit in Anspruch nehmen und dürfen auch selbst nicht diskriminieren. Insbesondere die Diskriminierungsverbote außerhalb der Arbeitswelt werden aber von den sozialpartnerschaftlich organisierten Einrichtungen nur zögerlich ins Beratungsangebot aufgenommen.

Insbesondere bei Diskriminierungen aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit zeigen sich die Folgen einer verspäteten Anerkennung Österreichs als Einwanderungsland. Zu lange wurde offen oder implizit angenommen, dass MigrantInnen nach einiger Zeit das Land wieder verlassen würden. Aus diesem Grundverständnis schien es überflüssig, sich Gedanken über Integration und Chancengleichheit zu machen.

Da viele zivilgesellschaftliche Organisationen auf die Vertretung bestimmter Gruppen spezialisiert sind, ist ein Dialog oft schwierig. Während der Debatte um den Entwurf eines österreichischen Antidiskriminierungsgesetzes zwischen 1998 und 2001 zogen sich etwa mehrere Organisationen, insbesondere solche, die für Frauen und Menschen mit Behinderung tätig sind, aus den Beratungen zurück. Sie befürchteten eine Schwächung durch die Ausweitung des Diskriminierungsschutzes auf fünf weitere Gründe bei gleichbleibenden Ressourcen.

Auch hier zeigt sich die Schwierigkeit, dass gesellschaftliche Organisation anhand von Gruppen stattfindet, während das Antidiskriminierungsrecht verbietet, bestimmte

Gründe als Grundlage benachteiligender Unterscheidung heranzuziehen. Mit anderen Worten: Antidiskriminierungsrecht schützt nicht bestimmte Gruppen, sondern alle Menschen. Gleichzeitig verpflichtet es auch alle.

Die Rolle des Klagsverbands

Vor diesem Hintergrund ist die inzwischen sechsjährige Existenz des Klagsverbands aus mehreren Gründen ein Erfolg: Der permanente Dialog von 19 Vereinen verstärkt ein gleichstellungsorientiertes Verständnis zivilgesellschaftlichen Handelns, das insbesondere zur Bekämpfung von Mehrfachdiskriminierung dringend nötig ist. Während staatliche Stellen inklusive der Sozialpartnerschaft nur im Rahmen ihrer gesetzlichen Kompetenzen tätig werden können, ist der Klagsverband in der Lage, Diskriminierung in allen ihren Facetten mit allen rechtlichen Möglichkeiten zu begegnen. Das bedeutet konkret:

- Dokumentation des auf etwa 30 Bundes- und Landesgesetze aufgeteilten Antidiskriminierungsrechts,
- rechtliche Schulung der Mitgliedsvereine,
- Führung von Musterprozessen,
- Kommentierung der Rechtsprechung und
- Stellungnahmen zu Gesetzesentwürfen und Verfassen von Schattenberichten.

Die konkrete Zusammenarbeit und der Austausch bei der Unterstützung von Einzelpersonen hat sich als bestes Mittel zum Abbau von Vorurteilen und Ressentiments erwiesen. Alle Vereine, die sich an diesem Projekt zur Formulierung fairer gesellschaftlicher Spielregeln beteiligen wollen, sind übrigens herzlich eingeladen dem Klagsverband beizutreten.

Volker Frey

Jurist und Politologe, ist Generalsekretär des Klagsverbands zur Durchsetzung der Rechte von Diskriminierungsopfern.
www.klagsverband.at

MIGRATION ALS URBANE RESSOURCE

St. Ruprecht/Klagenfurt – ein Stadtteil in Bewegung

Erol Yildiz und Marc Hill

Zahlreiche sozialhistorische Studien belegen, dass Städte schon immer Verdichtungsräume waren, in denen bedeutende historische Veränderungen frühzeitig einsetzten oder vorweggenommen wurden. Für die Migrationsgeschichte gilt dies in besonderem Maße, denn ohne Wanderungsbewegungen ist Entstehung und Wachstum von Städten nicht denkbar.

Im Gegensatz zu Großstädten erkennt man in kleineren Städten wie Klagenfurt die Präsenz von Migration erst auf den zweiten Blick. Der Stadtteil St. Ruprecht in Klagenfurt ist ein solches Viertel. Obwohl der prozentuale Anteil von Migranten hier vergleichbar mit dem mancher Großstädte ist, fällt dies nicht unmittelbar ins Auge.

In Berichten regionaler Medien über „Ausländer“, „Kriminalität“ oder „Sicherheit“ taucht regelmäßig der Name St. Ruprecht auf. Auch wer sich selten bis gar nicht dort aufhält, weiß daher, dass es sich um einen problematischen „Ausländerstadtteil“ handelt. Eine Lehrerin sagt dazu: „Wir haben leider den Ruf, dass in den Zeitungen geschrieben wird, St. Ruprecht hinter dem Bosphorus, also wir sind eigentlich abgestempelt ...“ Eine andere Lehrerin meint: „Wo die Vorurteile herkommen, weiß ich nicht. Die rühren wahrscheinlich noch von der Geschichte von St. Ruprecht [...] und jetzt halt weil Ausländer dazu gekommen sind.“

Unsere ethnografischen Beobachtungen im Stadtteil zeigen, wie die Anwohner ihre Nachbarschaft wahrnehmen, welche Rolle Mobilität in ihren Lebensentwürfen spielt, wie sie ihr Leben definieren, mit Problemen und Konflikten umgehen und welche Handlungsstrategien dabei sichtbar werden. So entstehen höchst unterschiedlich gestaltete Orte und Räume, die in ihrer Summe für das Leben in St. Ruprecht stehen. Unsere Gespräche im Stadtteil belegen, wie Menschen unterschiedliche kulturelle Elemente nutzen, neu definieren und zu neuen Lebensentwürfen verbinden.

Die folgende Passage aus dem Gespräch mit einer Studentin, die im Stadtteil geboren

und aufgewachsen ist, zeigt exemplarisch eine verdeckte historisch und biografisch bedingte Mobilität: „Es ist eigentlich so, wenn man es ganz weit herholt, ist es so, dass meine Oma, kommt eigentlich aus Frankreich und hat meinen Opa im Krieg kennen gelernt und dann sind sie nach Klagenfurt gezogen. Also mein Großvater war neun oder acht Jahre in Frankreich noch.“

Die Stadt Klagenfurt ist durch unterschiedliche kulturelle Strömungen (romanische, slawische, germanische und orientalische) geprägt. Dies wirkt sich auf die urbane Kommunikation nachhaltig aus. Beides wird durch die Erzählungen eines Einzelhändlers mit türkischem Migrationshintergrund untermauert, wie in der folgenden Gesprächspassage deutlich wird: „Für mich ist St. Ruprecht die schönste Gegend in Klagenfurt. Ja eben, weil ich weiß nicht, es gibt so viele Leute, zum Beispiel Araber und Türken, Kurden und so, mit denen wir zusammen sind.“

Grenzlage als Lebensqualität

Ein Grund für die Ansiedlung des Einzelhändlers in Klagenfurt ist die geografische Grenzlage, die es einem Kleingewerbetreibenden ermöglicht, frisches Obst- und Gemüse direkt aus Italien für den Weiterverkauf an die Klagenfurter Kundschaft zu besorgen: „Wir holen das Obst und Gemüse selbst aus Italien. Das suchen wir selber aus. In Verona gibt es einen Großmarkt oder in Udine. Wir suchen immer das Beste oder eines der besten Produkte aus.“ Klagenfurts grenzräumliche Lage bedeutet in vielfacher Hinsicht Lebensqualität. Nach der politischen Öffnung Anfang der 1990er Jahre und durch die „EU-Osterweiterung“ ist das ökonomische, kulturelle und soziale Potenzial weiter gestiegen, Klagenfurt hat sich aus seiner ehemaligen Randlage heraus zu einem transnationalen Knotenpunkt im Alpen-Adria-Raum entwickelt. Dies wäre ein idealer Ausgangspunkt für eine Neupositionierung im europäischen Raum.

Auch die Schulen des Stadtviertels gehen den Umgang mit Migrationsprozessen pragmatisch an und versuchen, Ressourcen zu nutzen. Das Gespräch mit dem Rektor der Hauptschule in St. Ruprecht zeigt, wie man hier auf die Alltagswirklichkeiten von



Obst und Gemüse aus Italien ©Marc Hill

Schülern zeitgemäß reagiert – was andernorts noch längst nicht selbstverständlich ist, wenn man den allgemeinen schulischen Umgang mit Migrantenkindern betrachtet. „Wir brauchen keine Dolmetscher. Oft helfen uns die Kinder aus, wenn wir so Kleinigkeiten haben, dann haben wir Kinder, die zum Glück Chinesisch und Deutsch können. Wir greifen das auf, außer es sind brisante Sachen, die zu besprechen sind, was nur die Eltern angeht. Dann müssen wir schon Dolmetscher einladen“, sagt ein Lehrer stellvertretend.

Stadtteile sind Bühnen, Ausgangspunkte und Schnittstellen für viele diverse Lebensentwürfe und deren Einbindung in translokale und globale Räume, die weit über die geografische Grenze der Stadt hinausweisen und längst zur banalen Alltagsnormalität gehören, auch in St. Ruprecht.

Dieser Artikel basiert auf dem gleichnamigen Vortrag, den die Verfasser am 07. Mai 2010 im Rahmen der Tagung *Ressourcen im Blick* in St. Ruprecht zum Thema Migration gehalten haben.

Erol Yildiz

ist Soziologe und Pädagoge und seit 2008 in der Abteilung für Interkulturelle Bildung am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung an der Alpen-Adria-Universität tätig.

Marc Hill

Diplom-Pädagoge, ist Doktorand an der Alpen-Adria-Universität und Projektmitarbeiter der Abteilung für interkulturelle Bildung.

MIGRATIONSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH, EIN [KriMi]?

Kommentar zur *Kritischen Migrationsforschung*

Sabine Strasser

Begriffe wie Integrationsmonitor und Diversitätsbarometer verweisen nicht nur auf ein neues Vokabular in der Verwaltung, sondern auch auf eine verstärkte Kooperation zwischen Migrationsforschung und Politik. Ob dies begrüßenswert, nur bemerkenswert oder vielleicht sogar bedenklich ist, wurde in einer Veranstaltung der Forschungsgruppe [KriMi] Kritische Migrationsforschung diskutiert.

Mehr als 100 WissenschaftlerInnen und AktivistInnen kamen zu einer Podiumsdiskussion, die nicht darauf abzielte, neueste Ergebnisse zu präsentieren, sondern die Migrationsforschung in Österreich einer kritischen Bestandsaufnahme zu unterziehen. Eingeladen zu diesem Nachdenkprozess waren die Sozialanthropologin Barbara Herzog-Punzenberger und der Philosoph Ljubomir Bratić. Die KriMi-Positionen wurden von der Kommunikationswissenschaftlerin Assimina Gouma vertreten und vom Berliner Politik- und Kulturwissenschaftler Kien Nghi Ha durch postkoloniale Ansätze verstärkt. Ich möchte hier drei Diskussionsfäden herausziehen und weiterspinnen: Erstens, ist die steigende Bedeutung der Wissenschaft für die Politik begrüßenswert oder muss nun genau dieses Zusammenwirken das Ziel von kritischer Reflexion

werden? Zweitens, gibt es Methoden und Ergebnisse, die sich für die Politik eignen und andere, die zwar dienen, das wahre Gesicht der Migrationspolitik zu enthüllen, aber (aus gutem Grund) für die Politikberatung nicht gefragt sind? Sind deshalb die einen kritisch und die anderen affirmativ? Und schließlich drittens, wie kann eine Beziehung zwischen welcher Theorie und welcher Politik hergestellt werden, wenn Regieren und Regulieren abgelehnt wird?

Begrüßenswert oder bedenklich?

Für den Wiener Integrationsmonitor wird seit 2008 die Entwicklung der Wiener Bevölkerung in acht Bereichen beobachtet. Integration messbar zu machen, war das erklärte Ziel dieses Monitorings, für das auch als kritisch bekannte MigrationsexpertInnen zur Mitarbeit eingeladen waren. Sichtbar wurde dabei, dass Menschen mit Migrationshintergrund in Österreich statistisch gesehen die schlechteren Karten gezogen haben und (weil die Karten gezinkt sind) auch weiterhin ziehen werden. Die geringe soziale Mobilität von Zugewanderten und ihren Kindern stellt sich durch die Ergebnisse dieses systematischen Überwachens nicht als Folge von Kulturen, Bildungsdefiziten oder Desinteressen heraus, sondern als durch die Institutionen verschuldet und veränderbar. Die Aufhebung von struktureller Benachteiligung wird zu einer Bringschuld der „integrationsorientierten Diversitätspolitik“ der Stadt Wien und Handlungsmöglichkeiten der

Institutionen können nun auch den ewig Gestrigen vor die Nase gehalten werden. Allerdings, viele Zahlen fehlen noch und das Messen und Kategorisieren wird dadurch wohl empfindlich zunehmen. Auch wenn dabei tatsächlich „Wissen abgesaugt“ (so eine Teilnehmerin) wird, dann gebe ich zu bedenken, dass hier die Vermessungen nicht an den Schädeln von Menschen durchgeführt werden, sondern an den Wandlungsprozessen einer Stadt.

Nicht zufällig erinnern allerdings Begriffe wie Messen, Monitoring und Regulieren an Vermessen, Selektieren und Kontrollieren. Und gelernte WienerInnen können auch den Verdacht nicht ganz unterdrücken, dass die Stadt angesichts von 44 Prozent Wohnbevölkerung mit Migrationshintergrund im heurigen Wahljahr mit diesen zugewanderten Stimmen (weil viele der SPÖ-StammwählerInnen zur FPÖ abwandern werden) rechnen können will. Trotzdem ermöglicht dieses systematische Erfassen, den (bundes-)wissenschaftlich erarbeiteten Annahmen von „Kulturdelikten“ (Fekter 2008) und „Integrationsunwilligkeit“ (Prokop 2006) mit Fakten entgegen zu treten. Auf jeden Fall ermöglicht das Monitoring, die postulierten Bemühungen um mehr Gerechtigkeit für alle kritisch zu beobachten.

Bemerkenswert kritisch

Die Gegenposition (und ich vermute dazu gehört auch die antirassistische [KriMi]-Position) geht davon aus, dass genaueres

DR.-ALEXANDER-FRIEDMANN-PREIS 2010

Der *Dr.-Alexander-Friedmann-Preis*, gewidmet dem Andenken und der Arbeit des 2008 verstorbenen Psychiaters, wird im Herbst 2010 das zweite Mal durch das *Psychosoziale Zentrum ESRA* verliehen.

Der Preis zeichnet Personen, Projekte oder Organisationen aus, die sich in besonderem Maße für traumatisierte Menschen engagieren, wie etwa für Verfolgte, Flüchtlinge, Angehörige von Minderheiten oder MigrantInnen. Gewürdigt werden Leistungen in der psychosozialen Beratung, Betreuung oder Behandlung sowie im Bereich der Wissenschaft.

Der mit EUR 10.000,- dotierte Preis wird auf maximal zwei PreisträgerInnen aufgeteilt.

Bewerbungsfrist: 15. Juli 2010

Nähere Informationen: info@esra.at oder +43-1-214 90 14

Die Bewerbungsunterlagen finden Sie auf www.esra.at

Vermessen verbessertes Wissen und in der Folge ein präziseres Regulieren und einfacheres Regieren bedeutet. Wo gemessen wird, da fallen Späne und damit besteht die Gefahr, dass die Identifikation von Ungleichheit nicht nur die Stadt auf ihre Pflichten aufmerksam macht, sondern das bestehende Migrationsregime bestätigt. Die Forschung selbst würde dann durch das Schaffen von Indikatoren und Messbarkeit zum Handlanger einer nach wie vor rassistischen Politik. Aus dieser postkolonialen Perspektive werden Kooperationen mit nationalstaatlichen und städtischen Einrichtungen immer suspekt bleiben. Ihre historischen Grabungen in Wissensarchiven zeigen den kolonialen Entstehungszusammenhang bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse, der Sozialwissenschaften selbst und damit die Wirkungen des Sammelns, Messens und Ordners. Die Hinweise sind nicht nur äußerst relevant für jede Form der politischen Intervention, sie verweisen auch auf die Beteiligung der herrschenden Politik an nationalen Grenzen und sozialen Grenzziehungen. Sie zeigen mit dem Finger auf historische Bedingtheiten von gegenwärtigen Machtansprüchen wie auch auf die vielfältige Herstellung und Fortschreibung von Über- und Unterordnungen. Beiträge zur Frage der Politik der Vielfalt müssen demnach stets postkoloniale globale Machtverhältnisse einbeziehen und Dichotomien überwinden. Aber warum können diese wortgewaltigen Kommentare in der Praxis so wenig ändern?

Es ist offensichtlich, dass bestimmte Probleme nicht durch Diskursanalysen, Dekonstruktionen und Anti-Essentialismen aus der Welt geschafft werden können, auch wenn diese helfen, Denken und Handeln

sinnvoll zu hinterfragen. Werfen wir einen Blick auf Phänomene, die von der Politik „traditionsbedingte Gewalt an Frauen“ genannt wurden. Selbstverständlich ist die Gefahr einer diskursiven Verschiebung von Gewalt an Frauen auf „andere Kulturen“ gegeben, genauso besteht das Problem, dass statt effektiven Interventionen, nur Opferkonstruktionen und Abwertungen stattfinden. Doch nur die falschen Annahmen und negativen Auswirkungen der Diskurse aufzuzeigen, nützt wenig, wenn der Kampf gegen Gewalt Solidarität oder Schutz für Frauen erfordert. Postkoloniale Perspektiven reichen nicht aus, wo nicht ein radikales Dagegen, sondern ein gemäßigtes Dafür erforderlich wird.

Theoretisch und politisch?

Alle Ansätze mit Anspruch auf Kritik an bestehenden Verhältnissen müssen sich wohl die Frage nach ihren Effekten gefallen lassen. Sowohl Monitore als auch postkoloniale Ansätze kritisieren bestehende Verhältnisse. Dort wo städtische Monitore behäbig erfassen, beobachten und transformieren, versuchen Guerilla-Gruppen mit Aktionen, Ausstellungen und pointierten Texten, also durch Nadelstiche rassistische Grenzziehungen anzugreifen. Kritische Migrationsforschung hat viele Möglichkeiten, ihre Ausgrabungen für institutionelle und affirmative Beeinflussungen oder für subversiven Aktionismus gegen die herrschende Politik zu nutzen. KritikerInnen postkolonialer Provenienz verweigern identitäre Zuschreibungen, beobachten Systeme und zeigen durchaus auch mittels Zahlen gesellschaftliche Fehlentwicklungen von ökonomischer Ausbeutung bis kulturindustrieller Verwertung auf. Vor diesem postkolonialen Hintergrund sprachen auch

Assimina Gouma und Kien Nghi Ha über Grenzregime, Überwachungs- und Unterordnungsprozesse oder Migration als eine soziale und kulturelle Kraft. Sie fordern ein Ende des Sprechens über Andere ohne die Anderen genauso wie sie das Zugeständnis von Kultur ohne Rechte ablehnen. Sie sprechen an, was die herrschende Politik am wenigsten hören will – die Beteiligung mächtiger AkteurInnen an den Dividenden der Migrationsindustrie.

Die Frage bleibt: Kann mittels Marsch durch die Migrationsmühlen etwas gewonnen werden, was die Nadelstiche nicht erreichen? Welche Potentiale und gleichzeitig Gefahren repräsentieren Beteiligungen an der Migrationsindustrie, die ihre Gewinne wesentlich durch wissenschaftliche Einrichtungen erzielt? Trotz der Gefahren bin ich überzeugt, Wien und die österreichische Forschungslandschaft brauchen neben dem Aktionismus, der durch postkoloniale Kritik, körperliche Guerilla-Anwesenheit und medienwirksame Interventionen, Abschiebungen verhindert und Absperrungen durchbrechen gelernt hat, auch die Versuche, langjährige Fehler vorsichtig zu korrigieren.

Begrüßenswert auf jeden Fall, dass lokale Erfolge der Migrationsforschung postwendend durch junge ForscherInnen und AktivistInnen über nationale Grenzen hinweg hinterfragt werden.

Sabine Strasser

ist Kultur- und Sozialanthropologin an der Middle East Technical University in Ankara und an der Universität Wien.

www.lotterien.at

Ein Gewinn für die Menschen!

Wir als Österreichische Lotterien unterstützen den Verein „Initiative Minderheiten“, weil Migration, Integration und interkulturelles Zusammenleben eine Bereicherung für unser Land, unsere Gesellschaft und unsere Kultur sind. Wir wollen Flagge zeigen für dieses wichtige Thema. Ein aktives aufeinander Zugehen ist ein Gewinn für uns alle.

Gut für Österreich.



österreichische
LOTTERIEN

Burgaz, eine der Prinzeninseln, 26. März 2010
an Hannes Weinberger, Künstler, Forscher, Meteorologe und Freund

LIEBER HANNES,

endlich sitze ich wieder an einem meiner liebsten Arbeitsplätze – im weißen Haus, dem Klostergebäude der Lazaristen auf Burgaz, meiner, unserer Insel. Es ist tiefe Nacht, kaum noch Lichter im Hafen, die vorgelagerte Löffelinsel ein schwarzer Schattenriss, am fernen Horizont bunte pulsierende Pünktchen, diamantene Signale – eine fröhliche Botschaft, die ich so gern zu lesen verstünde, ein Diadem, Kollier einer Königin jenseitiger Dimension, das sich im Meer spiegelt. Myriaden von Sternen stecken ihr geheimnisvolles Alphabet ins Firmament. Am Morgen zaubert das Sonnenlicht mit seinem ganzen Spektrum, Möwen ziehen elegante Bögen, die Schiffe ihre Spur. Kleinere Vögel zeichnen im Flug schwungvolle Kalligrafien, Ornamente ans Himmelszelt, zwitschern, trillern, pfeifen vielfältige Klangpoesien in den Himmel. Tagsüber auf der Insel kaum Lärm, rhythmisches Klappern der Pferdewagen, aus der Ferne sanftes Summen der Großstadt, manchmal unaufdringliche Arbeitsgeräusche, einzelne Stimmen von da und dort, Kinderlachen.

Mein Kreuzweg, dazu 1997 vom Direktor des Istanbuler St. Georgskollegs, einem Grazer Lazaristenpater, denen das wunderschöne Grundstück und Haus gehört, beauftragt, ist endlich am Ziel. Ich nenne den Weg gern den dankbaren, weil jedes Mal, wenn ich ihn gehe, mir etwas Überraschendes einfällt, und ich habe ihm wunderbare Zeiten auf der Insel zu verdanken. Die 14 Stationen entsprechen nicht ganz den sonst üblichen, auch in der Ausführung, keine Bilder, eher Landart bis Installation.

Der Weg beginnt mit dem Einzug in Jerusalem, 2. Station Abendmahl, 3. Judaskurve,

so gebaut, dass man der Schwerkraft oder anderem Antrieb folgend vom geraden Weg abbiegt. Bald danach die Ölberg-Einsamkeit, eine betonierte waagrechte Rampe an etwas steiler abfallender Stelle des Olivenhains, nach vorne immer schmaler werdend, so dass man schließlich nur mehr ganz allein da steht, darunter fast schwindelnde Tiefe, aber etwas weiter hinausgeblickt, die große orthodoxe Kirche, weiter links eine Moschee, dort die Synagoge, eine Cemevi, Gebetshaus der Aleviten, etwas weiter drüben eine katholische Kirche und einige Kapellen, auf der Anhöhe der Insel ein großer christlicher Friedhof und eine orthodoxe Kirche, gehütet von einer Muslimin, die schöne Gedichte schreibt – über die Traumwelt, das Paradies Burgaz.

Dann kommen die traditionellen Stationen: Jesus wird zum Tod verurteilt, nimmt das schwere Kreuz auf sich, hier ein schweres Bündel, denn jeder hat sein „Pinkerl“, sein Kreuz zu tragen, dazu später der Trost, „Jesus hilft Simon von Cyrene das Kreuz tragen“, die 10. Station – mit bewusster Vertauschung der Namen der handelnden Personen. Die 11. Station, Jesus wird ans Kreuz geschlagen, erinnert an die Nagelbilder von Günther Uecker, ist aber eine uralte Idee von mir: Nägel in einen dicken armartigen Baumstamm geschlagen, hunderte von Nägeln, die meisten wehren sich, das von ihnen Verlangte zu tun und sind verbogen, andere pfeilsgerade; sie haben ihre Pflicht getan oder waren zu feig, sich zu widersetzen.

Davor ist noch der Kreuzesfall Jesu, aber das Kreuz wird aufgefangen und gestützt von einem Sockel, der die Namen: Vinzenz von Paul, des Ordensgründers der Lazaristen, Georg Sporschill, des Betreuers, Helfers

von Straßenkindern, Wolfgang Pucher, der Obdachlosen in seinem Vinzi-Nest in Graz Obdach gibt, und Anny Schöpf, meine liebevolle Pflegemutter. Bei der 12. Station „Jesus stirbt am Kreuz“ steht INRI, HINRICHTUNG, INRICHTUNG unter einander, dass es die Form eines Kreuzes ergibt. Die 13. Station stammt von meinem Freund und Kollegen Fritz Habegger, der sonst alle meine Ideen, Entwürfe gemeinsam mit den muslimischen Arbeitern unserer Schule verwirklicht hat: Auferstehung und Himmelfahrt Jesu symbolisiert durch eine Stiege, deren obere Abdeckung, Kunstschmiedearbeit, Efeu bewachen, mit weiterem Aufsteigen immer offener, lichter wird und schließlich den Blick zum Himmel freigibt.

Die letzte, die 14. Station, Pfingsten, „Sie sprachen in allen Sprachen“ ist nun vielsprachig auf Tontafeln angebracht, Deutsch, Türkisch, Griechisch, Lateinisch, Hebräisch und Aramäisch – und ein guter Geist ist wirksam: Burgaz ist ein sensibles Pflaster – im Sinne von feinfühlig; hier leben Menschen aus fast zwanzig Ethnien in bestem Einvernehmen, Mitglieder aller abrahamitischen Religionen, Juden, Christen, orthodoxe, katholische, evangelische, in der Mehrzahl Moslems, sunnitische und Aleviten und haben ihre Gotteshäuser.

„Allahu Ekber!“, der Ezan; der Muezzin preist die Größe Gottes und ruft zum Gebet. Das Tuckern eines Schiffs nähert sich, verstummt, tuckert weiter, verliert sich langsam wieder in der Ferne.

Lieber Hannes, Burgaz wartet schon wieder lang auf uns!

Herzliche Grüße
Gerald Kurdoğlu



Ja:Wien.



THE MUST

Meine Stadt. Unser Wien.

Jetzt hat man Wien blitzschnell im Griff. Der neue Stadtplan auf www.wien.at bietet ganz viel Service und perfekte Information. Stets aktuelle Daten und gut abgestimmte Angebote machen Lust, Wien noch besser kennen zu lernen. Ob man den Umzug plant, wissen will, wo Arzt, Apotheke oder Schule sind, www.wien.at zeigt genau wo jeder findet was er braucht – alles auf einen Blick. Schnell und bequem, **das ist sicher.**

StadT  Wien

**ALLE INFOS ZUR STADT WIEN
UND ZUM NEUEN STADTPLAN
www.wien.at**

NACH 93 TAGEN ZURÜCK

Vlatka Frketic



Illustration: Petja Dimitrova

Im Bus ist es stickig. Raiman ist mehr als glücklich einen Platz am Gang zu haben. Die Frau neben ihm muss seitlich sitzen, da sie zwei gelbe Plastiktaschen, mit einem breitem grauen Klebeband kreuzförmig gut verschlossen, vor ihrem Sitz verstaut hat. Ja, ich verstehe, denkt sich Raiman, aber ich habe keinen Platz. Und es ist stickig. Die zwei vor ihm machen das Ganze auch nicht einfacher. Die ganze Zeit quatschen sie über die Vorzüge des Studierens im Westen. London sei zwar das Beste, aber nicht leistbar. Wien hätte auch einen guten Ruf. Aber das eigentliche Ziel seien dann doch die Vereinigten Staaten. Sie unterhalten sich nicht. Sie reden gleichzeitig. In einem Augenblick denkt sich Raiman, sie würden an ihren Worten ersticken. Aber es geschieht nicht. Irgendwann wird es schon passieren. Am besten wäre es jetzt wohl zu meditieren. Einatmen, ausatmen, einatmen. Tief. Ruhig.

„Wissen Sie, die Österreicher, die gehen nicht erst um ein Uhr nachts schlafen wie wir. Die sind diszipliniert. Um neun Uhr sind sie schon im Bett.“

„Aha. Ja, ich such eine Wohnung in Wien.“
„Gut so. Da hast du sicher bessere Chancen als zu Hause.“

Es scheint, als ob es alle Reisenden auf Raimans Nerven abgesehen hätten. Dann die erste Grenze. Kein Stopp. Die zweite Grenze. „Bitte alle mit dem Pass nach draußen“, brüllt der Busfahrer. Draußen ist es kalt. Zu kalt

um in einer Schlange zu stehen. Raiman zündet sich eine Zigarette an.

„Rauchen verboten“; sagt jemand.

„Und wenn schon. Was wollen Sie jetzt tun? Wenn es kein Klo gibt, dann rauche ich eben.“

„Müsste es nicht ein Klo geben? Kann man die deswegen anzeigen?“

„Ja, ich glaube schon.“

„Früher war alles besser. Da mussten wir nicht draußen stehen.“

„Es geht doch nicht um draußen oder drinnen!“

„Warum müssen die in den Autos nicht aussteigen?“

Alle reden durcheinander, gleichzeitig. Als ob sie sich warm reden könnten. Endlich am Schalter. Pass zeigen. Weiter gehen. Noch eine Zigarette rauchen. Auf den Bus warten. Einsteigen. Weiter geht's zur nächsten Grenze. Unglaublich. Wieder laut gebrüllt: „Alle mit dem Pass raus!“ Das war noch nie so. Seit wann muss man denn auch hier aussteigen. Dasselbe wie vorher. Gerede. Am Schalter. Pass zeigen. Weiter gehen. Warten. In den Bus steigen. Wie kleine aufgedrehte Figuren. Aber der Bus fährt nicht los. Zwei fehlen. Auch das noch. Meditieren. Einatmen.

„Hej, sieh mal. Da geht eine aus unserem Bus mit dem Grenzbeamten in den Raum da. Die hat sicher keinen Pass.“

„Was? Wie kann man nur so blöd sein, ohne Pass zu reisen?“

„Die spinnt wohl. Wegen ihr müssen wir jetzt warten.“

„Losfahren sollten wir und sie da lassen.“

Ein paar Reihen vor Raiman drehen sich ein paar Leute um.

„Wie? Da hat sich jemand ohne Pass auf den Weg gemacht? Das ist uns schon einmal passiert. Kann ja passieren.“

„Passieren, passieren. Aber ich muss hier warten.“

„Wie lange warten wir schon?“

„Da geht auch die andere Frau mit dem Grenzbeamten in den Raum.“

Jetzt stehen fast alle und schauen durch die schmutzigen Fensterscheiben. Sie stehen und quatschen und würden am liebsten sofort losfahren. Ohne die zwei. Da gibt es kein Mitgefühl. Zu viele hatten in den letzten Jahren keinen Pass, den falschen Pass, einen fehlenden Stempel, einen abgelaufenen Stempel. Alles hat es schon gegeben. Und immer dieses Warten. Die Warte-Messlatte ist mittlerweile so niedrig, dass alle über sie stolpern und es gar nicht merken.

Endlich kommen beide Frauen zurück. Eine weint, die andere flucht. Beide hatten ein Problem.

„Drei Tage! Drei verfluchte Tage. Ich habe nicht genug Geld, um die Strafe zu zahlen.“

„Ich werde meine Tochter in Graz anrufen, die soll es bringen.“

„Was? Wir sollen auf deine Tochter aus Graz warten. Du kannst aussteigen und warten. Ich warte sicher nicht.“

„Wieviel Geld brauchen Sie?“

„500 Euro!“

„Wieviel braucht sie?“

„Ich weiß nicht. Vier- oder fünfhundert, glaube ich.“

„Euro?“

„Weil sie keinen Pass hat?“

„Sie war zu lange bei ihrer Tochter.“

„Wie zu lange?“

Das Weinen der einen Frau ist mittlerweile zu einem Schluchzen geworden.

„Woher soll ich denn das viele Geld nehmen? Diebe sind das. Diese Aasgeier.“

„Warum hast du auch deinen Pass vergessen?“

„Vergessen? Du Depp! Ich war drei Tage zu lange in deren EU. Ohne Visum darf ich nur 90 Tage bleiben. Was für eine EU. Eine schöne EU ist das.“

Die beiden setzen sich. Auf einmal wird es ruhig und der Bus fährt los. Raiman hat nicht ganz mitbekommen wie, aber offenbar hat sich eine Lösung gefunden.

Die letzten zwei Fahrstunden verlaufen sehr ruhig. Niemand redet mehr.



Alicia Allgauer und Thomas Schmidinger haben im Niederösterreichischen Wiener Neustadt, fünfzig Kilometer südlich von Wien, die Veranstaltungsreihe *ZusammenReden – Integrationsgespräche* organisiert. Nachzulesen ist dazu einiges auf der Homepage www.zusammenreden.net. Bei der Suche nach AutorInnen für eine Lesung tat sich ihnen ein Universum von in Österreich lebenden interessanten Dichterinnen und Dichtern aus anderen Sprachräumen auf. Als Folgeprojekt von *ZusammenReden* entstand somit die vorliegende Anthologie, die allen in Österreich lebenden LiteraturfreundInnen ans Herz zu legen ist, unabhängig davon, seit wie vielen Generationen sie hier sind.

Titelgebend ist ein Gedicht des 1937 in Wiener Neustadt geborenen, seit 1938 in Israel lebenden Dichters Elazar Benyoëtz, der das Hebräische als seine große Liebe, das Deutsche als seine Geliebte bezeichnet, und Lyrik vor allem in deutscher Sprache verfasst. Der Umgang mit der Herkunftssprache in der Emigration und im Exil ist ein ganz besonderer, wie die HerausgeberInnen im Vorwort erklären, das von ihren Recherchen zeugt, die mit viel Sensibilität durchgeführt worden sind. Sie haben mit diesem Buch einen ganz bewussten Brückenschlag gewagt, zwischen Menschen, die vor rund siebzig Jahren aus Österreich emigrieren mussten – in die USA, nach Großbritannien, nach Palästina – und jenen AutorInnen, die heute aus Tschetschenien, dem Irak und vielen anderen Ländern nach Österreich kommen, und von denen die meisten in ihren Herkunftsländern des Lebens nicht sicher wären, mundtot gemacht würden, keine Chancen hätten.

Die, wie Benyoëtz, aus Österreich geflohenen AutorInnen, die uns das Buch mit Kurzbiografien und Gedichten nahe bringt, schreiben bis heute ganz oder teilweise auf

ZUSAMMEN LESEN – WEITER DENKEN

Alicia Allgauer, Thomas Schmidinger (Hg.):
Man fragt mich, ob ich bin.
 Lyrik@Migration.
 Verein Alltag Verlag:
 Wiener Neustadt 2009.
 168 Seiten; € 13,90.
 ISBN: 978-3-902282-25-5

Հավերժի համփորդը	DER WANDERER DURCH EWIGKEITEN
Ո՛վ ես դու համփորդ ... _Նա՛մ, ում տանջանքը դարերով է շափվում. Իսկ կյանքը՝ անցած տարիներով միայն. Նա՛մ, ով դարերի խորքից եկած քարից ու ավազից գալիքն է կերտում, ես բուն կյանքն եմ, անձանությունը: Այդ ես եմ, մարդկությունը՝ խղճահար ու կամակոր. իր վշտով ու տառապանքով, իր էությունից ու պատրանքով: Ես մարդկությունն եմ՝ հավերժ ահել ու շահել. երջանկությունից պարուրված ու սիրով եւ շապավող կարոտով ... Ես համփորդն եմ հավերժի ...	Wer bist du, Wanderer? Ich bin es, dem das Leid in Äonen, das Leben aber in Jahrzehnten gemessen wird ... Ich bin es, der aus grauer Vorzeit schreitend, aus Stein und Sand bauend zur Zukunft strebt ... Ich bin das Leben selbst, das niemals stirbt! Ich bin die Menschheit, die in Eigensinn und Mitleid, in Schmerz und Lust, in Schein und Wahrheit schwelgt ... Ich bin die Menschheit – ewig alt und ewig jung – von Liebe umarmt und von Glück, auch von der unstillbaren Sehnsucht ... Ich bin der Wanderer durch Ewigkeiten!

Marine Sadoyan-Pitsch, Gedicht in armenisch und deutsch

Deutsch: Der Autor und Übersetzer Herbert Kuhner, geboren 1935 in Wien, dann USA, seit 1963 wieder in Wien; Gottfried und Hedwig Brenner, geboren 1913 bzw. 1918 im damals österreichischen Czernowitz, geflohen über Rumänien und die USA nach Israel; und Alfredo Bauer, geboren 1924 in Wien, der als Autor in deutscher Sprache und Übersetzer in Argentinien lebt.

Das Gros des Buches allerdings bietet ein Who is Who von AutorInnen, deren Lebens- und Überlebenswege nach Österreich geführt haben. Die Gedichte werden dabei stets zweisprachig präsentiert – in der Originalsprache, in der sie entstanden sind und in deutscher Übersetzung. Die Sprachenvielfalt vermittelt sich dabei auch als Schriftenvielfalt: Gedichte in Urdu, von Aftab Husain aus Pakistan, in arabischer Sprache von Kasim Talaa aus dem Irak, Nara Jaberli aus Iran oder Ishraga Mustafa Hamid aus Sudan, tibetische Schriftzeichen von Kathup Tsering, armenische Schrift von Marine Sadoyan-Pitsch und Japanisch von Kyoko Adaniya-Baier führen uns vor Augen, wie groß und reich die Welt der Alphabete ist und dass die „Integration“, die amtlicherseits sprachbezogen als solche verstanden

wird, nicht von jeder beliebigen Schriftkultur zur nächsten bloß ein Katzensprung ist. Die kyrillischen Schriftzeichen, derer sich Bulat Chetchensky aus Tschetschenien, Sergey Svetlov aus Aserbaidschan oder die in Usbekistan geborene und über Bulgarien nach Österreich gekommene Dichterin Anna Guntcheva bedienen, wirken da gar nicht mehr ungewohnt. Und Gedichte auf Romanes von Ilija Jovanovic, auf Bosnisch von Jelena Dabič oder Türkisch von Kıymet Aslan und Şenol Akkılıç spiegeln die Orientierung am lateinisch geprägten westeuropäischen Schriftbild in der Alphabetisierungs- und Kolonialisierungs-Geschichte ebenso wie die Poesie von Enrique Moya aus Venezuela und von Carlos Vasconcelos aus Brasilien.

Den HerausgeberInnen ist für ein sehr gelungenes Buch zu danken, das mit biografischen Angaben und ausgewählten Juwelen der Dichtkunst das Interesse weckt, von einzelnen AutorInnen noch mehr zu lesen; und das viel Anregung bietet, über Sprache, Schrift und Dichtung intelligent und sensibel weiter zu denken.

Helga Pankratz

EINBLICK IN DIE WIENER WELTMUSIK

Migrant Music Vienna

4 CD Box

Lotus Records: LR 10932CD

€ 24,50



„Eine Bestandsaufnahme der Weltmusik in Wien“ nennt der Herausgeber Wolfgang Schlag seine Zusammenstellung von vier CDs, auf denen „Wiener Musik“ zu hören ist, nämlich Musik, die in Wien gespielt wird, ihre Wurzeln allerdings woanders auf der Welt hat. Musik-Nummern, die sozusagen nach Wien eingewandert sind, mit den MusikerInnen, die sie präsentieren. Sie haben aber auch genuin mit dieser Stadt zu tun, denn Wien ist ein Zentrum musikalischer Zuwanderung. Als so genannte Stadt der Musik zieht Wien MusikerInnen aus aller Welt an, die hier zum Teil den Mittelpunkt für ihr künstlerisches Schaffen finden. Deshalb entsteht hier Neues und viel kreativer Input ist vorhanden.

Allerdings sind nicht alle auf den CDs zu Hörenden schon als MusikerInnen eingewandert, und es sind auch nicht alle MigrantInnen. Der Roma-Gitarrist Harri Stojka etwa ist in Wien geboren, ebenso wie Amanda Rotter von *Mandy's Mischpoche* oder die Bandmitglieder der *Gojim*. Und der Kroatie Slavko Ninić war eigentlich Soziologe, bevor er 1989 die *Wiener Tschuschenkapelle* gründete. Was alle gemeinsam haben ist, dass sie in Wien professionell musizieren

und bereits Tonträger veröffentlicht haben; und dass ihre Musik laut Wolfgang Schlag dem Begriff „Weltmusik“ zugeordnet wird. Dieser musikstilistisch sehr schwammige Begriff wird immer dann gebraucht, wenn man nicht von „ethnischer Musik“ sprechen will und wenn es um Musikstile geht, die aus der Sicht der Mehrheitsbevölkerung das „Andere“ repräsentieren, aber doch auch musikalisch „vertraut“ erscheinen, sei es durch Populärmusik- oder Jazz-Elemente.

Die Bandbreite der auf den vier CDs zu hörenden Musikstile ist aber weit größer. Sie reicht von traditioneller Musik aus den Herkunftsländern bis hin zu ethnisch inspiriertem Jazz. Nummern wie *Kraj tanana Óadrvana* von Nataša Mirković-De Ro (CD 3 Track 5), ein bosnisches *Sevdalinka* (ein urbaner traditioneller Liedstil), a capella gesungen, ist traditionelle bosnische Musik. Alegre Corrêa spielt brasilianischen Jazz, DelaDap „Urban Gypsy Sound“ und Kadero algerischen Rai, um nur einige zu nennen. Insgesamt ergibt das eine unglaublich vielfältige Mischung, die sich einem stringenten gemeinsamen Überbegriff entzieht. Ergänzt wird die Kompilation durch ein Beiheft in Deutsch und Englisch, das alle Bands kurz vorstellt und die jeweiligen Originaltonträger angibt. Der abgedeckte Zeitraum umfasst etwa 20 Jahre. Die Produktion, an der 61 Bands und SolistInnen beteiligt sind, bietet einen guten Überblick und Einblick in diese Szene Wiens.

Natürlich ist der Überblick nicht vollständig, weil jene ausgeschlossen sind, die nicht „auf dem Markt“ sind. Es geht hier nur um solche MusikerInnen, die auf öffentlichen Bühnen stehen, und sich an ein Mehrheitspublikum wenden. Was mehr im Verborgenen blüht, was innerhalb der MigrantInnen-Communities in einer internen Musikpraxis musiziert wird, kommt hier nicht vor. Das wäre der ethnomusikologische Blickwinkel, der mit den vier CDs aber auch gar nicht intendiert ist. Es ist ein

Radiojournalist, der hier ausgewählt hat, aus jenen Produktionen, die als Rezensionsexemplare immer wieder auf seinem Tisch landen. Wolfgang Schlag beweist eine große Materialkenntnis und es ist sehr verdienstvoll, diesen Überblick über ein ganz bestimmtes Segment der Wiener MigrantInnenmusikszene zu schaffen.

Den Eindruck, den das Vorwort erweckt, nämlich, dass in Wien für MigrantInnenmusikerInnen quasi Milch und Honig fließen, kann ich allerdings – aus langjähriger Kenntnis der Szene – nicht teilen. Da sind wohl auf der einen Seite all die genannten Vorteile, die Wien bietet und die vor allem im kreativen Bereich liegen. Auf der anderen Seite jedoch findet sich ein immer restriktiveres Fremdenrecht, gesetzliche Schikanen insbesondere für ausländische KünstlerInnen, eine Subventionspolitik, die Veranstalter immer mehr einschränkt und MusikerInnen durch fehlende Engagements die Erwerbsgrundlage entzieht sowie ein gesellschaftspolitisches Klima des zunehmenden Rassismus und der Xenophobie. Es ist eine Tatsache, dass nur einige der auf den CDs vorkommenden MusikerInnen ausschließlich von der Musik leben können. Umso erstaunlicher ist es, dass trotz dieser Bedingungen die Szene so lebendig ist.

Dass viele der KünstlerInnen einen starken Bezug zu dieser Stadt haben, sei er positiv oder kritisch, ist unter anderem dadurch belegt, dass immerhin fünf Nummern sich im Titel auf Wien beziehen: *Viena* von Alegre Corrêa (CD 2/11), *Viena* von Kadero (CD 1/14), *Am Naschmarkt* von Dhafer Youssef (CD 2/3), *In Vienna* von Asim Al-Chalabi (CD 3/9); und eben auch *Istanbul darf nicht Wien werden* von Fatima Spar (CD 3/13).

Ursula Hemetek

„DIE DONAU IST KEIN FRIEDLICHER FLUSS“

Erwin Riess: *Herr Groll und der rote Sturm*. Roman
Otto Müller Verlag: Salzburg/Wien 2010
277 Seiten; € 18,-
ISBN 978-3-7013-1170-5

Es gibt wohl zwei Arten von serienweise auftretenden Krimi-Hauptfiguren. Die einen bleiben in jedem Buch unverändert, sie werden nicht alt und führen ihren Beruf als Privatdetektive oder Kriminalinspektorinnen ohne Aufstieg. Zu dieser Kategorie zählen ältere Helden wie Mike Hammer oder Philip Marlowe. Die anderen hingegen, eher jüngere Erscheinungen wie Kurt Wallander oder Hanne Wilhelmsen, entwickeln sich von Buch zu Buch; sie werden älter und gebrechlicher, manche von ihnen wechseln ihren Job und bekommen sogar Kinder.

Herr Groll, dieser Held ohne Vornamen, führt seit nun mittlerweile 20 Jahren ein literarisches Leben, das eine dritte Kategorie erforderlich macht. Er ist nicht nur in jedem seiner Romanauftritte eine nahezu vollkommen andere Figur, sondern führt über die Romane hinaus eine vielfältige prosaische Existenz in Erzählungen, Kurzdialogen und Reisegeschichten. Unverändert bleiben nur seine beiden Gefährten: sein Rollstuhl

Joseph und der Hietzinger Privatgelehrte, der schlicht „Dozent“ genannt wird.

In dem nunmehr dritten Groll-Roman lässt der Autor Erwin Riess seinen Helden als Lebensberater mit Sitz in einem Heurigen werken. Er sorgt für seinen Freund, den Donau-Fischer Horst, der eine dicke Faust und ein großes, aber schwaches Herz besitzt, sowie für dessen Sohn Juri, der ein blitzgescheiter Bub ist, es jedoch mit der Schulbildung nicht ganz wörtlich nimmt. Horst wird eines Sommertages von der sich regelmäßig in der benachbarten Villa in Begleitung von Prostituierten und Alkohol vergnügenden Männergesellschaft in einen Mordfall verwickelt, den Groll mit Hilfe des Dozenten aufzuklären sucht. Die Geschichte ist im kriminalistischen Sinne nicht als komplex zu bezeichnen: Die Mörder sind schnell ausgeforscht. Doch das aristokratisch-bürokratisch-männerbündlerische Geflecht, das hinter dem Mord steht, ist nicht nur dicht, sondern bildet auch eine unüberwindbare Hürde



davor, die Geschichte einem gerechten Ende zuzuführen. Dafür sorgt jedoch die Donau, das Lieblingsmotiv von Erwin Riess, das er auch wie kein/e andere/r AutorIn zu beschreiben weiß. „Die Donau ist kein friedlicher Fluss“, schreibt er. Sie ist auch in jeder Zeile des Romans, auch ohne Erwähnung, zugegen: aber nicht als ein feindliches Naturereignis, sondern als eines, das ihre zerstörerische Kraft der profitgierigen Menschenhand verdankt.

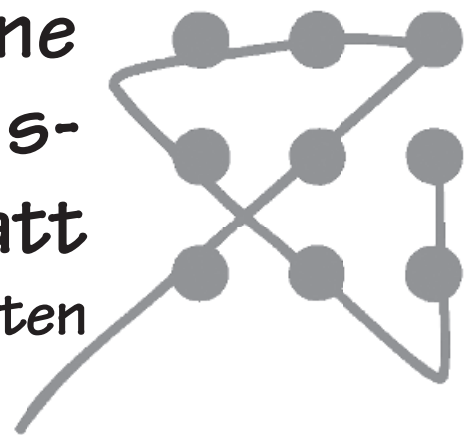
Herr Groll und der rote Strom ist nicht nur der beste Groll-Roman. Erwin Riess ist mit diesem Buch ein politisch gedachtes, mit enzyklopädieartig breitem Wissen angereichertes und sprachlich virtuos ausgeführtes Meisterwerk gelungen.

Hakan Gürses

Minderheitenpolitik ist Demokratiep politik

Minderheitenfragen sind Grundfragen der Demokratie. Eine alternative Minderheitenpolitik richtet sich gegen eine ethnische Polarisierung und geht von einer gemeinsamen Verantwortung von Minderheiten und Mehrheiten aus. Minderheitenpolitik ist daher nur denkbar als Überwindung nationalistischer Denkmuster und vorstellbar als Politik und Kultur im Sinne interethnischer, interkultureller Beziehungen. In einer solidarischen Gesellschaft bedarf es einer neuen Kultur des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten unter gemeinsamer Verantwortung aller.

die grüne bildungs- werkstatt minderheiten



<http://minderheiten.gbw.at> | minderheiten@gbw.at
Lindengasse 40 | 1070 Wien

IM JUNI 2010

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn das Leben ein Lied mit lauter Katastrophen ist. Wirklich gut geht es eigentlich nur dem österreichischen Fußball: Weil wir bei der Weltmeisterschaft in Südafrika nichts verloren haben, haben wir schon seit einiger Zeit nicht verloren. Aber sonst geht alles in die Hose, und weil das Wetter verrückt spielt, in letzter Zeit auch in die Windhose. Vielleicht ist da wirklich was dran an dem Gerede vom Klimawandel. Dazu ist noch dieser unnötige isländische Vulkan gekommen, der so viel unterirdisches Klumpert in die Luft gespuckt hat, dass im April in halb Europa kein Flieger aufgestiegen ist. Was besonders dem Genossen Rotlauf wurscht war, weil der wegen der Bundespräsidentenwahl und seiner Mai-Demonstration eine Woche später sowieso zu Hause bleiben wollte. Der Herr Grünlinger hat es als Zeichen gesehen, dass es so auch geht. Nur der Kommerzienrat Schwarzschanerl hat ein bisschen Angst gehabt, weil er nicht nur Aktien von BP, sondern auch von Fluglinien in seinem Besitz hat. Wir haben dann das Beste daraus gemacht: ein Spiel. Wer den Namen des Vulkans fehlerfrei aufschreiben konnte, hat sich noch ein Getränk bestellen dürfen. Aber der Kamerad Brauntresch hat das nicht ganz verstanden und geglaubt, wenn er bei der Heimfahrt zum Polizisten noch „Eyjafjallajökull!“ sagen kann, hat er den Alkotest bestanden. Der Kiberer hat ihn aber trotzdem ins Röhl blasen lassen, der Brauntresch will jetzt seinen Abgeordneten einschalten, damit er den Deckel wieder kriegt.

Der Brauntresch hat überhaupt keinen Lauf derzeit. Weil er gelesen hat, dass die Deutschen die meisten Zuwanderer stellen, gibt er sich jetzt als Ausländerfreund – aber das nimmt ihm niemand ab. Seine Rosenkranzspende auf dem Stimmzettel am 25. April hat das Kraut auch nicht fett gemacht. Nur 15,62 Prozent hat die Zehnfachmutter geschafft. Danach ist sie praktisch von der Bildfläche verschwunden, man hat nix mehr von ihr gehört. Der Hardcore-Christ, den der Kommerzienrat gewählt hat, ist auf 5,44 Prozent gekommen. Aber wie der überhaupt geheißen hat, haben wir alle schon vergessen. Schade, dass ich nicht doch kandidiert habe! Dadurch ist der Fischer locker an die 80 Prozent gekommen. Der Genosse Rotlauf hat da schon auf eine Trendumkehr gehofft.

Doch dann ist die Burgenland-Wahl gekommen, und da haben wir wieder alle blöd aus der Wäsche geschaut, weil keiner wirklich gewonnen hat. Das Wahlvolk ist halt unberechenbar. Und hat gedacht: "A bissl Niessl schon, aber ja net übertreiben!" Die Roten haben die Absolute knapp verloren, die Schwarzen das schlechteste Ergebnis seit immer, die Strachitiker sind einseitig geblieben, die seltsame Liste mit einer halben Wählerstimme reingerutscht in den Landtag und die Grünen überhaupt nur mit den Stimmen aus der Briefwahl. Wenn die Post noch mehr Filialen zugesperrt hätte, wären sie draußen geblieben. Wir sind wenigstens gar nicht angetreten. Manchmal ist das Volk undankbar und dann kommt es zu einer „Wahl brutal“. Wie dieser Grillparzer einmal gesagt hat: „Dann tritt der Österreicher hin auf jeden, holt sich sein Teil und lässt mit sich nicht


reden.“ Hab ich in der Schule lernen müssen, stimmt aber irgendwie.

Dann hat uns noch das Thema Burkaverbot beschäftigt. Das hat die neue Stadtschwarze Christine Marek gefordert – vielleicht, weil sie bei der Wahl im Herbst Wiener Burka-masterin werden will. Die Innenministerin Fekter wollte beweisen, dass sie bei jedem Blödsinn dabei ist und hat sich bei dem Thema ebenfalls wichtig gemacht. Der Schwarzschanerl hat gemeint, die Burka sei wenigstens schwarz und würde gerade diese Politikerinnen sehr gut kleiden, die eh besser zu Hause geblieben wären. Er wittert dahinter die Schlange der Gottlosigkeit und fürchtet: "Erst geht es gegen die Burka und dann den Klosterschwestern an den Schleier!" Die Austrittswelle aus seiner Kirche belastet ihn seelisch so sehr, dass er jetzt oft sein Herz auf der Zunge trägt. Gestern hat er sogar gesagt, er werde sich ans Wiener Papstkreuz im Donaupark ketten, bei dem ein Umbau geplant sein soll.

Aber das sind alles Kleinigkeiten gegen das, was am 17. Juni geschehen ist. Da ist der Gründer und Herausgeber der Kronen Zeitung mit 89 Jahren gestorben, der Hans Dichand. Bei den Reaktionen hat man fast geglaubt, dass schon wieder eine Sonne vom Himmel gefallen ist. Wir waren auch alle betroffen. Der Brauntresch hat gesagt, dass der 17. Juni von 1954 bis 1990 in der Bundesrepublik der Tag der deutschen Einheit gewesen ist, der Todestag also symbolisch. Der Genosse Rotlauf hat geschrien: „Österreich ist frei – hoffentlich jetzt auch der Faymann!“ Der Schwarzschanerl hat überlegt, ob der Busek und der Schüssel zum Begräbnis gehen werden nach dem, was ihnen der Verstorbene angetan hat. Der Herr Grünlinger hat eher verhalten reagiert, weil der Dichand gegen Zwentendorf, Hainburg und die Ausländer sowie für und gegen die EU war. Er hat sich auf medizinisches Gebiet zurückgezogen und gemeint: „Der Dichand ist an Nierenversagung gestorben – das heißt, dass sein Körper sich am produzierten Mist vergiftet hat!“ Ich hab mich daran erinnert, dass die Krone die Parteizeitung der Haider-FPÖ gewesen ist, bevor es diese überhaupt so gegeben hat. Und ich frage mich, wer wird in Zukunft aufrechten Österreichern wie Franz Weipolter, Wien, und Helmut Kafka, St. Pölten, eine Stimme verleihen, die in ganz Österreich zu vernehmen ist? Nun, ich wüsste schon einen, der das Ohr am Volk hat. Und das Herz am rechten Fleck. Und genügend Zeit, um zum Wohle wacker zu wirken. Wenn sie mich fragen, würde ich's machen!



INFORMATION. ZUKUNFT. EUROPA.



Alles was Sie über Europa wissen wollen

www.zukunfteuropa.at

Die Europa-Website der Bundesregierung
Aktuelles, Aktionen, Broschüren, Links...

Ihre Fragen zu Europa beantwortet gerne das

Europatelefon 0800-22 11 11

Gebührenfrei, Montag bis Freitag 9 – 18 Uhr
oder per E-Mail europatelefon@bka.gv.at



Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 75
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 S

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien

